

AMERINDIAN RESEARCH

Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland



LEONARD PELTIER
Der "indianische Mandela"



INDIANERSPRACHEN
Ein Forschungsgebiet stellt sich vor



FRUCHTBARKEIT? EROTIK? SEX?
im Alten Amerika



ZU GAST BEI DEN BOTOCUDO IN BRASILIEN (1917)
In den Erinnerungen von Arno Wetzel (†) geblättert



REZENSIONEN | KURZBERICHTE | AUSSTELLUNGEN

Coverbild:

s. Beitrag Fruchtbarkeit? Erotik? Sex? im Alten Amerika ab Seite 25 in diesem Heft

Backcover:

s. Beitrag über Leonard Peltier ab Seite 4 in diesem Heft
Layoutgestaltung Backcover: Frank Langer / Rudolf Oeser

| |
|--|
| printmix herr sickinger am waldrand 8 018209 bad doberan tel.: 038203-739173 |
|--|

Impressum:

Amerindian Research. Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland.
ISSN: 1862-3867
Gegründet im Jahr 2005 von Mario Koch und Rudolf Oeser.

Englische Übersetzung der Einleitungen von Robert A. Oeser, Brattleboro, VT. Spanische Übersetzung von Sandro Gonzales und Mario Koch.

Preisangabe inklusive Versand gilt für Deutschland.

Verlag:

Dr. Mario Koch (Eigenverlag, nicht im Handelsregister eingetragen), Bergstr. 4, 17213 Fünfseen / OT Rogeez
Tel. 039924-2174 (abends), E-Mail: Amerindianresearch@gmx.de,
Homepage: www.amerindianresearch.de
Herausgeber und Chefredakteur: Dr. Mario Koch
Satz und Layout: Rudolf Oeser
gedruckt bei printmix24, Bad Doberan

Redaktionsanschrift:

Amerindian Research, Dr. Mario Koch, Bergstr. 4, 17213 Fünfseen/OT Rogeez

Copyright beim Verlag. Für gezeichnete Beiträge liegen die Rechte bei den Autoren, ansonsten beim Verlag.
Manuskripteinsendungen müssen frei von Rechten Dritter sein. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge.
Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert werden. Alle gezeichneten Beiträge geben die Meinungen bzw. das Sachwissen der Autoren wieder und müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.

Bankverbindung:

| | | |
|-------------------------------|--------------------|------------------------------------|
| Commerzbank Rostock-Roggentin | Konto 190 99 77 01 | BLZ 130 400 00 |
| | BIC: COBADEFFXXX | IBAN: DE47 1304 0000 0190 99 77 01 |



Liebe Leserinnen und Leser,

wieder beginnt ein Neues Jahr und sicher hat sich jeder etwas Gutes vorgenommen. Auch AmerIndian Research hat für 2008 ein neues Projekt geplant: wir wollen in den folgenden Heften die von der UNESCO in Amerika zum Weltkulturerbe ernannten Stätten vorstellen. Aber der erste geplante Bericht musste bereits in das nächste Heft verschoben werden, da der Beitrag über die Indianersprachen etwas umfangreicher als ursprünglich geplant ausfiel. Dafür finden Sie in diesem Beitrag eine Sprachklassifizierung, die dem neuesten wissenschaftlichen Stand entspricht und als besondere Neuigkeit des Jahres 2007 den Nachweis der sprachlichen Verwandtschaft von Kutenai und Kiowa enthält.

Der Beitrag über Leonard Peltier, einen seit 32 Jahren inhaftierten Aktivist der American Indian Movement (AIM), hat insofern einen aktuellen Bezug, als 2008 eine neue Untersuchung stattfinden wird, die zu seiner Freilassung führen kann. Auf seine Situation machen Astrid Karsch und Frank Langer in ihrem Beitrag aufmerksam. AmerIndian Research wird zu gegebener Zeit erneut über dieses Thema berichten.

Im letzten Heft haben wir die Vorhaben des Vereins "Projekt Regenzeit" e.V. aus Chemnitz vorgestellt. Um die Projekte finanziell zu unterstützen, boten einige Bücher zum Verkauf an. Wir waren damit leider nicht erfolgreich, doch können sich Interessenten gerne noch bei uns melden.

Vor kurzem sorgte eine Ausstellung im Hamburger Völkerkundemuseum für Aufruhr. Dort waren einige der berühmten, etwa 2000 Jahre alten Terrakotta-Soldaten aus dem Grab des chinesischen Kaisers Qin als Originale ausgestellt worden. Schon bald erwies sich aber, dass es sich um Kopien handelte. Wenn man weiß, dass man in China bereits im 5. Jahrhundert Antiken sammelte UND fälschte, wird man vielleicht ermessen können, wie schwierig die Einschätzung für das Hamburger Museum gewesen ist. Zum Thema gibt es eine aktuelle Ausstellung in Berlin. Das Museum für Asiatische Kunst zeigt noch bis zum 24. März eine Ausstellung über "die Kunst des Fälschens". Ein interessantes und brisantes Thema, dem wir uns in einer der nächsten Ausgaben widmen werden.

Im folgenden Heft, dem zweiten des dritten Jahrganges von AmerIndian Research, bleiben wir thematisch mit China verbunden: vom 08. bis zum 24. August werden in Peking die Olympischen Sommerspiele ausgetragen. Aus diesem Grund widmen wir uns dann ganz exklusiv dem Sport im Alten Amerika.

Ihr Redaktionsteam

Dr. Mario Koch, Herausgeber

Inhalt:

| | | |
|---|--|-------|
| <i>Astrid Karsch & Frank Langer</i> | Leonard Peltier, der "indianische Mandela" | S. 4 |
| <i>Jan Henrik Holst</i> | Indianersprachen: Ein Forschungsgebiet stellt sich vor | S. 10 |
| <i>Robert Fin Steinle</i> | Fruchtbarkeit? Erotik? Sex? im Alten Amerika | S. 25 |
| <i>Arno Wetzel (†)</i> | Zu Gast bei den Botocudo in Brasilien (1917) | S. 37 |
| <i>Kurzbeiträge</i> | Die Chinelos | S. 53 |
| | Besuch beim "Lone Buffalo"-Bisonprojekt der Familie Red Cloud | S. 54 |
| | Floyd Red Crow Westerman ist gestorben | S. 55 |
| | Wärme spenden – Solarheizanlagenprojekt in Pine Ridge | S. 55 |
| | Der Deutsch-Peruanische Freundschafts- und Kulturkreis e.V. | S. 56 |
| <i>Rezensionen</i> | | S. 57 |



Leonard Peltier, der "indianische Mandela"

Astrid Karsch & Frank Langer

Leonard Peltier, ein heute 63 Jahre alter Aktivist der Indianerbewegung AIM, ist seit über 30 Jahren in den USA inhaftiert. Er soll 1975 zwei FBI-Agenten erschossen haben. Im Laufe der Zeit wurden viele Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Gerichtsverfahrens laut, eine Wiederaufnahme jedoch abgelehnt. Ab Dezember 2008 bieten Anhörungen die Hoffnung, dass der Fall vollständig überprüft und Peltier endlich freigelassen wird.

Leonard Peltier, today a 63 year old activist of the American Indian Movement (AIM), has been imprisoned in USA for more than 30 years. He was convicted in the 1975 shooting deaths of two FBI Agents. Over time many doubts were raised concerning the legality of the court proceedings, but a retrial was rejected. In December 2008 hearings offer hope that the case will completely examined and Peltier will finally be released.

Leonard Peltier, un activista del movimiento indígena AIM, hoy un hombre de 63 años, esta encarcelado más de 30 años en las Estados Unidos. Darlo en cara matado a dos agentes del FBI en el año 1975. Con los años dan a conocer dudas en la legitimidad del procedimiento judicial. A partir de diciembre del 2008 audiencias ofrecen esperanzas para comprobación completa y de que Peltier sea puesto por fin en libertad.

Was verbindet den Nobelpreisträger Michail Gorbatschow mit Sir Bob Geldof? Erzbischof Desmond Tutu mit dem Model Nadja Auermann? Den Sänger Peter Dinklage mit dem Modedesigner Giorgio Armani? Und den Zauberkünstler Uri Geller mit Superstar Sting?

Ein Name... Ein Mann... der politische Gefangene

LEONARD PELTIER

Den Resolutionen des Belgischen und des Europäischen Parlamentes folgend, haben nun über 500 berühmte Persönlichkeiten aus aller Welt ihre Stimme erhoben, um Gerechtigkeit und Freiheit für Leonard Peltier zu fordern. (1)

Am 6. Februar 2008 waren es genau 32 Jahre, seit Leonard Peltier in Kanada verhaftet wurde. 1986 erhielt Leonard Peltier den Internationalen Preis für Menschenrechte. 1992, 2004 & 2007 wurde er für den Friedensnobelpreis nominiert und 2004 war er sogar US-Präsidentschaftskandidat der "Peace and Freedom Party".

Eine Wiederaufnahme des Verfahrens wurde trotz vieler Anstrengungen bislang abgelehnt. Mittlerweile ist sein gesundheitlicher Zustand aufgrund der langen Haft und deren Bedingungen sehr angeschlagen, er erlitt einen Schlaganfall und ist Diabetiker. Im März 2000 konnte er endlich am Kiefer operiert werden, obwohl ein Arzt die Gratisoperation schon 1995 anbot - Peltier litt an den Folgen einer Tetanusinfizierung, die zunehmend den Kiefer lähmte. Einige Jahre konnte er sich nur flüssig über einen Strohhalm ernähren.

Eine volle Überprüfung des Falles Peltier wird es in einer Anhörung ab Dezember 2008 geben, darauf liegt jetzt die ganze Hoffnung, dass Leonard Peltier 2009 freigelassen wird.

Leonard Peltier wurde am 12. September 1944 in Grand Forks, North Dakota geboren. Sein Vater ein

Anishinabe (auch Ojibwa oder Chippewa genannt), seine Mutter eine Lakota – er wuchs bei seinen Großeltern in der Turtle Mountain Reservation auf. Als Mitglied der indianischen Bürgerrechtsbewegung A.I.M. (American Indian Movement) war Peltier 1975 auf die Pine Ridge Reservation in South Dakota gekommen, um gemeinsam mit vielen anderen ein Zeichen gegen den Terror zu setzen, der die indianische Bevölkerung der Reservation in Angst und Schrecken versetzte.



Die indianische Bürgerrechtsbewegung vereinte mit Beginn der 60er und 70er Jahre Bürgerrechtler aus den amerikanischen Städten und Traditionalisten auf den indianischen Reservationen. Mit der Besetzung der Gefängnisinsel Alcatraz im Jahre 1969 und dem Marsch nach Washington 1972 wurden sichtbare Zei-

chen für das wachsende Selbstbewusstsein der Indianerstämme gesetzt. Mit allen möglichen Mitteln versuchte die US-Regierung, ein weiteres Erstarren der Bewegung zu verhindern. Auf der Pine Ridge Reservation wurden traditionell denkende Indianer bedroht, zwischen 1973 und 1975 gab es über 60 gewaltsame Todesfälle auf der Reservation, deren Aufklärung bis heute nicht vollständig erfolgt ist. Die damalige Stammesregierung der Oglala Lakota unter Führung von Dick Wilson (er wurde von Richard Erdoes als "Präriehitler" titulierte (3)) setzte spezielle Schlägertruppen (John Trudell bezeichnete sie als Todesschwadronen (4)), die sogenannten "GOONs" ("Guardians of the Oglala Nation") ein, um die Bewohner des Reservats einzuschüchtern, damit sie Wilsons Machenschaften nicht gefährden konnten. Die traditionellen Lakota baten die Kämpfer des American Indian Movement um Unterstützung gegen den Terror.



Am 26. Juni 1975 suchten die FBI-Agenten Jack Coler und Ronald Williams den jugendlichen Indianer Jimmy Eagle, der beschuldigt wurde, ein Paar gebrauchte Cowboystiefel gestohlen zu haben. Angeblich lag ein Haftbefehl gegen ihn vor. Sie folgten einem Fahrzeug, das sie auf das Grundstück der Lakota-Familie Jumping Bull in der Pine Ridge Reservation führte. Dort hatten 12 Mitglieder des A.I.M. ein Lager errichtet, um die indianische Bevölkerung vor dem Terror der GOONs zu schützen. Für die Indianer stellten die beiden Personen eine Bedrohung dar, denn sie wussten nicht, um wen es sich handelte, ahnten auch nicht, dass es FBI-Agenten waren und was sie dort zu suchen hatten. Es entwickelte sich ein Feuergefecht zwischen den Beamten und den Indianern, das Gelände der Jumping Bulls war plötzlich von FBI-Beamten, Polizisten und GOONs umstellt. Die beiden FBI-Agenten und Joe Stuntz, ein junger Indianer, starben. Der Tod des Indianers wurde nie untersucht.

Den Indianern gelang trotz Kreuzfeuer die Flucht. In den folgenden drei Tagen kam es zur größten Menschenjagd in der Geschichte des FBI, 350 Beamte suchten nach den entkommenen Indianern.

(Zur gleichen Zeit wurde durch Dick Wilsons Stammesregierung 1/8 der Pine Ridge Reservation an die US-Regierung zum Zweck des Uranabbaus abgetreten. Das führte zu der Vermutung, dass der Zwischenfall ein geplantes Ablenkungsmanöver war. Denn die Traditionalisten versuchten, solchen "Ausverkauf" zu verhindern. Uranabbau ist bis heute eine Bedrohung für die Lakota. Wir berichten voraussichtlich in der nächsten Ausgabe dieser Zeitschrift darüber. Siehe auch unter: www.lakota-village.de)

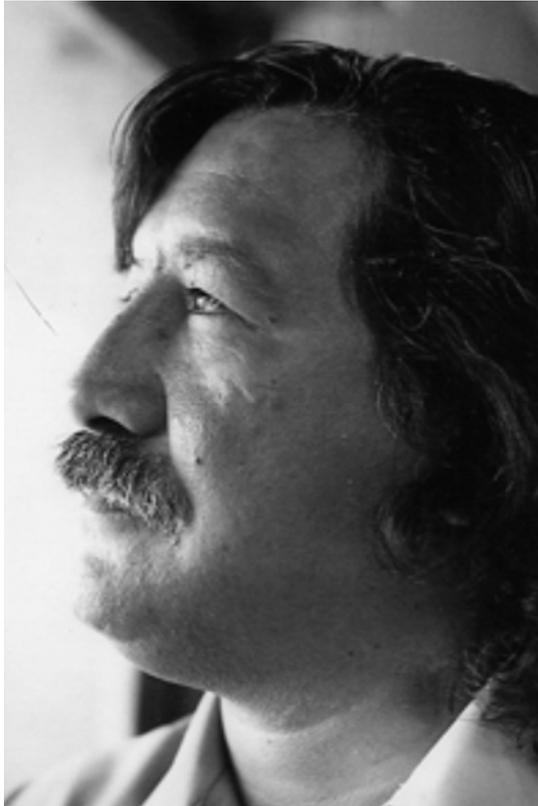
Dino Butler wurde am 5. September 1975 bei einer Razzia auf "Crow Dogs Paradiese"/Rosebud Reservation verhaftet. 5 Wochen zuvor nahmen die gesuchten Indianer, unter ihnen auch Peltier und Robideau, an Leonard Crow Dogs Sonnentanz teil. Crow Dog – er war der Mediziner in Wounded Knee '73 – wurde am 5. September ebenfalls verhaftet und in einem Gerichtsverfahren mit fadenscheinigen Anschuldigungen zu einer 10jährigen Haftstrafe verurteilt. Nach großem Unterstützungskampf und einer Odyssee durch 14 verschiedene Gefängnisse kam er nach 27 Monaten Einzelhaft frei.

Bob Robideau wurde am 10. September 1975 in der Nähe von Wichita/Kansas gefasst. Leonard Peltier entkam zunächst nach Kanada und wurde dort ca. fünf Monate später verhaftet.

Wegen des Todes der beiden FBI-Agenten wurden letztendlich drei Personen - Robideau, Butler, und Peltier - angeklagt. Die Anklage gegen Jimmy Eagle, er stellte sich selbst, wurde fallengelassen. Das Gerichtsverfahren gegen Bob Robideau und Dino Butler fand vom 7. Juni bis 16. Juli 1976 in Cedar Rapids/Iowa statt. Leonard Peltier befand sich noch in Kanada, wo er auf politisches Asyl hoffte. Vor Gericht kamen auch die damals herrschenden Bedingungen auf der Reservation zur Sprache - die allgegenwärtige Angst vor Gewalt und Terror, die Schießereien und die übermächtige Präsenz des FBI und der GOONs. Robideau und Butler wurden freigesprochen, aus Gründen der Selbstverteidigung.

Leonard Peltier wurde am 06. Februar 1976 von den kanadischen Behörden gefasst und im Dezember desselben Jahres an die USA ausgeliefert. Eine Begründung für die Auslieferung lieferte die Zeugenaussage von Myrtle Poor Bear, die behauptete, gesehen zu haben, dass Peltier die tödlichen Schüsse auf die Agenten abgegeben habe. Später widerrief Myrtle Poor Bear ihre Aussage, sie sei von FBI-Agenten unter massiven Drohungen zu dieser Aussage gezwungen worden. Tatsächlich war sie zum Zeitpunkt des Feuergefechtes gar nicht auf dem Gelände der Jumping Bulls gewesen.

Auch Anna Mae Aquash, eine indianische Aktivistin und frühere Freundin Peltiers, sollte zuvor gegen Peltier aussagen, sie tat es nicht. Am 24. Februar 1976 fand man sie tot auf der Reservation, sie wurde erschossen. Ihr Tod ist bis heute nicht aufgeklärt worden.



Bei der Gerichtsverhandlung gegen Leonard Peltier am 16. März 1977 in Fargo/North Dakota spielten die Verhältnisse auf der Reservation keine Rolle. Der Richter Benson untersagte das Anführen dieser und ähnlicher Umstände als Beweise und behandelte den tödlichen Zwischenfall auf dem Jumping-Bull-Gelände isoliert. Leonard Peltier wurde das Recht auf Selbstverteidigung abgesprochen. Die Erschießung der beiden Agenten wurde als kaltblütiger Mord gewertet. Am 18. April 1977 wurde Leonard Peltier trotz seiner Unschuldsbetuerung von einer nur aus Weißen bestehenden Jury zu zwei aufeinanderfolgenden lebenslänglichen Haftstrafen verurteilt, das bedeutet für Peltier eine Haftdauer bis zum Jahr 2035. Am 2. Juni 1977 wurde er im US-Gefängnis Leavenworth/Kansas inhaftiert, im Juni 2005 kam er übergangsweise nach Terre Haute/Indiana in sechswöchige Einzelhaft und wurde dann in das Gefängnis von Lewisburg/ Pennsylvania gebracht, wo er sich auch heute noch befindet.

Als Peltier 1979 vorübergehend in das Gefängnis Lompoc/Kalifornien verlegt wurde, warnte ihn Robert Standing Deer Wilson. Dieser war mit dem Versprechen auf Haftverschonung angeworben worden, Peltier zu töten. Aus Angst vor einem Anschlag flüchtete Peltier mit zwei weiteren Gefangenen. Einer der beiden, Dallas Thundershield, wurde auf der Flucht erschossen. Nach 5 Tagen Flucht wird Peltier gefasst, nach seiner Aussage wollte ihn ein FBI-Mann erschießen, nachdem er schon gefesselt auf dem Boden lag. Ein weiterer anwesender Polizist konnte dies gerade

noch verhindern. Auch Bobby Garcia, der zweite Entkommene, wurde wieder gefasst. 1980 fand man ihn tot in seiner Zelle.

Robert Standing Deer Wilson wurde im Jahre 2001 aus der Haft entlassen, er engagierte sich weiter für Peltier. Der inzwischen 70-jährige war für eine kurze Zeit als Vorstand im LPDC tätig, als er am 22. Januar 2003 erstochen aufgefunden wurde. Wie die Polizei mitteilte, war die Tür seiner Wohnung in Houston aufgebrochen worden, es gab Kampfspuren, aber es wurde nichts gestohlen.

John Trudell (AIM - Vorsitzender von 1973 bis 1980) verbrannte am 11. Februar 1979 vor dem FBI-Hauptquartier in Washington, D.C. bei einer Rede - in der er auch gegen die Inhaftierung Peltiers protestierte - eine amerikanische Flagge. Einige Stunden später in der Nacht wurde das Haus seines Schwiegervaters in der Shoshone Paiute Reservation/Nevada von unbekannten Tätern in Brand gesteckt, Trudells Frau, seine drei Kinder und seine Schwiegermutter kamen dabei ums Leben.

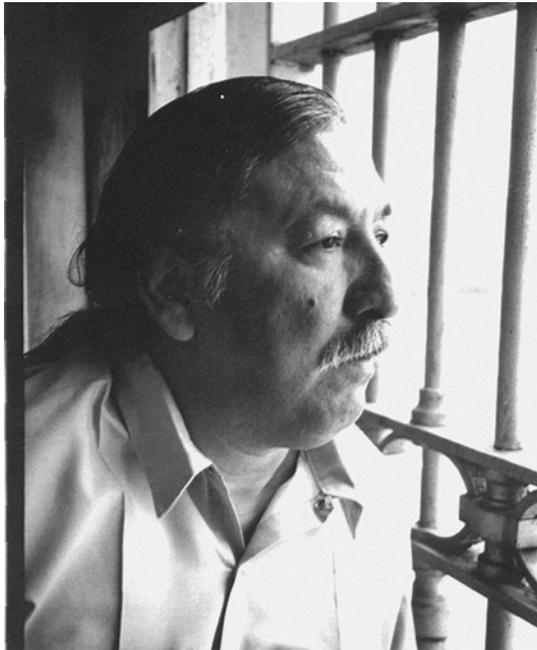
Niemand bezweifelt, dass Peltier während des Schusswechsels und der Ermordung der FBI-Agenten auf dem Jumping-Bulls-Gelände in Pine Ridge anwesend war. Was aber unerklärlich bleibt, ist das Beweismaterial, das zu Peltiers Verurteilung führte. Nachweislich wurden Zeugenaussagen gefälscht, Ergebnisse ballistischer Untersuchungen, die Peltiers Unschuld unterstrichen, wurden seinem Anwaltsteam vorenthalten, so dass eine faire Gerichtsverhandlung unmöglich war. Der entsprechende Experte des FBI, Evan Hodge, bezeugte, dass der bestmögliche ballistische Test bei den in der Nähe des FBI-Wagens gefundenen Patronenhülsen nicht durchgeführt werden konnte, da die fragliche Tatwaffe bei einem Brand stark beschädigt wurde. Allerdings verlief ein im Oktober 1975 an der fraglichen Tatwaffe durchgeführter Ballistiktest negativ.

Richter Gerald Heaney vom 8. Appellationsgericht schrieb in einem Brief an den Senator von Hawaii, Daniel Inouye: "Die Vereinigten Staaten haben in Wounded Knee (1973) überreagiert. Anstatt die berechtigten Sorgen der Indianer sorgfältig zu untersuchen, haben sie nur auf militärischer Basis reagiert, was letztendlich in den tödlichen Schusswechsel vom 26. Juni 1975 mündete." Und er fügte hinzu: "Die Vereinigten Staaten müssen gemeinsam mit den Indianern die Verantwortung für den Schusswechsel tragen." Nach Meinung von Heaney stellte die Rolle der Regierung einen mildernden Umstand für den Zwischenfall dar. Daher schlug er eine Begnadigung und Freilassung von Peltier als Teil eines Heilungsprozesses vor.

Das 10. Appellationsgericht stellte im November 2003 fest: "Vieles im Verhalten der (US)-Regierung auf der Pine Ridge Reservation und bei der Verurteilung von Leonard Peltier ist zu verurteilen. Die Regierung

hielt Beweise zurück und beeinflusste Zeugen. Diese Fakten sind unumstritten."

(www.leonardpeltier.net/reignofterror.htm)



Peltier beantragte mehrfach die Wiederaufnahme seines Verfahrens. Obwohl der am ursprünglichen Verfahren beteiligte Staatsanwalt Lynn Crooks mehrfach vor Gericht bestätigte, dass weder die Regierung noch das FBI "genau wissen, wer die zwei Morde begangen hat", und welche Rolle Peltier in diesem Schusswechsel zukommen könnte, wurden alle Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens oder auf Strafverkürzung von den US-Gerichten bisher abgelehnt.

Am 15. Dezember 1994 verabschiedete das Europäische Parlament eine einstimmige Resolution, in der eine Begnadigung Leonard Peltiers unterstützt wird. Am 19. März 1996 wird in den USA gegen eine Begnadigung Peltiers entschieden, als nächster Zeitpunkt für ein Begnadigungsersuchen wird das Jahr 2008 genannt. Auch der frühere Präsident Clinton hätte kurz vor Beendigung seiner Amtszeit eine Begnadigung Peltiers aussprechen können. Er tat es nicht. Vielleicht auf Druck des FBI, das eine millionenschwere Kampagne gegen Peltier mit Zeitungsanzeigen und einer Demonstration in Washington, D.C. initiierte?

Die Rechtsanwälte Peltiers und das LPDC – Leonard Peltier Verteidigungskomitee – kämpfen weiter für die Freilassung Peltiers. Sie haben viele gravierende Fehler im Strafverfahren entdeckt und erst vor kurzem im Rahmen des "Freedom of Information Act" vom FBI die Herausgabe bis dahin geheim gehaltener Akten zum Fall erzwungen. Weitere Dokumente werden aller-dings immer noch vom FBI zurückgehalten, "aus Gründen der nationalen Sicherheit".

Es fällt schwer, den Fall Leonard Peltier nicht als Präzedenzfall US-amerikanischer Unterdrückungspolitik gegen die nach Souveränität strebenden Indianer zu sehen.

Deshalb fordern neben den oben erwähnten Persönlichkeiten auch 55 Mitglieder des US-amerikanischen Kongresses, Amnesty International, die amerikanische Konferenz der Christen und Juden, das Europäische Parlament, das Belgische und das Italienische Parlament, namhafte Politiker, Kirchenführer und Künstler darunter der Dalai Lama, Nelson Mandela, Richard von Weizsäcker, König Albert von Belgien, Jane Fonda, Robert Redford, Kris Kristofferson und 20 Millionen Menschen aus aller Welt die Freilassung Leonard Peltiers sowie eine vollständige Untersuchung der in seinen Prozessen aufgetretenen juristischen Regelwidrigkeiten.

"Das einzige Verbrechen, dessen ich mich schuldig gemacht habe und für das ich verurteilt werde, ist meine Zugehörigkeit zum Volk der Chippewa und Sioux - und mein Glaube an unsere heilige Religion..."

Leonard Peltier

Leonard Peltier in eigenen Worten in einer Erklärung vom 23.08.2007 (2):

"Liebe Brüder und Schwestern, ich hoffe, meine Nachricht erreicht Euch bei bester Gesundheit und frohem Mut. Ich hoffe, dass Ihr den Sommer genießt und Euch auf den bevorstehenden Herbst freut. Ich habe immer den Herbst gemocht. Ich erinnere mich noch an die bunten Farben der in Erwartung des Winters herabfallenden Blätter. Am 12. September diesen Jahres werde ich 63 Jahre alt und werde dann nicht mehr sagen können, ich sei ein junger Mann, oder? Hinter den Gefängnismauern bin ich von einem jungen zu einem alten Mann geworden. Im Laufe der Jahreszeiten bin ich alt geworden, meine Kinder sind erwachsen geworden, und meine Enkelkinder sind jetzt junge Männer und Frauen – letztens wurde ich sogar ein Urgroßvater.

In diesem Jahr wird das 31. Jahr meiner unrechtmäßigen Inhaftierung überschritten. Eure Gedanken, Eure Unterstützung, Eure Briefe, Karten, Gebete und Eure Energie haben mir Kraft gegeben. Ich danke Euch für all die lieben Grüße, die ich erhalten habe, ich habe mich gefreut, von Euch zu hören! Einige von Euch haben mir all die letzten 32 Jahre lang geschrieben, Ihr habt mich über all die Jahre durch Eure Briefe in Euer Familienleben, in Eure Familienfeste und in Euer Leben einbezogen. Ich danke Euch! Viele von Euch schreiben mir von den Aktivitäten und Veranstaltungen, die mir zu Ehren stattfinden, und über Eure Bemühungen im Kampf um meine Freiheit. Auf der anderen Seite erhalte ich auch Briefe von so genannten Unterstützern, die sich für

eine Schließung des Leonard Peltier Defense Committee aussprechen und die mir sagen, wie unangebracht es sei, über das LPDC um Hilfe und Unterstützung für den Kampf um meine Freiheit zu bitten. In einer meiner Botschaften vor einigen Monaten habe ich geschrieben, dass wir alle denselben Berg erklimmen, nur manchmal von verschiedenen Seiten. Wenn ich die Briefe meiner Unterstützer lese, die von ihren andauernden Bemühungen um meine Freiheit sprechen und davon, dass wir in diesem Kampf alle gemeinsam stehen, fühle ich mich bestätigt und spüre, dass jeder Einzelne von uns in Einheit und Solidarität den Berg von verschiedenen Seiten her erklimmt, bis wir diesen Kampf um meine Freiheit gewonnen haben.

In meinem Fall bin ich von Anfang an mit dem Fehlverhalten der Regierung konfrontiert worden. Die Regierung hat unter anderem falsche Beweise erbracht, sie hat Beweise zurückgehalten und Zeugen beeinflusst. Wir wissen heute, dass das FBI vertrauliche Quellen von Informanten zur Bespitzelung der Kommunikation zwischen Anwälten und Klienten verwendet hat, um Strategien für eine Verurteilung zu entwickeln. Das FBI erlaubte es den Informanten, sowohl meine Gerichtsverhandlungen als auch die meiner Mitangeklagten zu besuchen. Das FBI weigert sich aber immer noch, die Namen ihres/ihrer Informanten zu nennen und wird von den Gerichten dabei unterstützt, diese Informationen meinen Anwälten vorzuenthalten.



Am 08. Juni 2007 haben meine Anwälte Ron Kuby und David Pressman das Berufungsgericht angerufen und die Freigabe von 11.000 Seiten an Dokumenten gefordert, die seit 30 Jahren unter Verschluss gehalten werden.

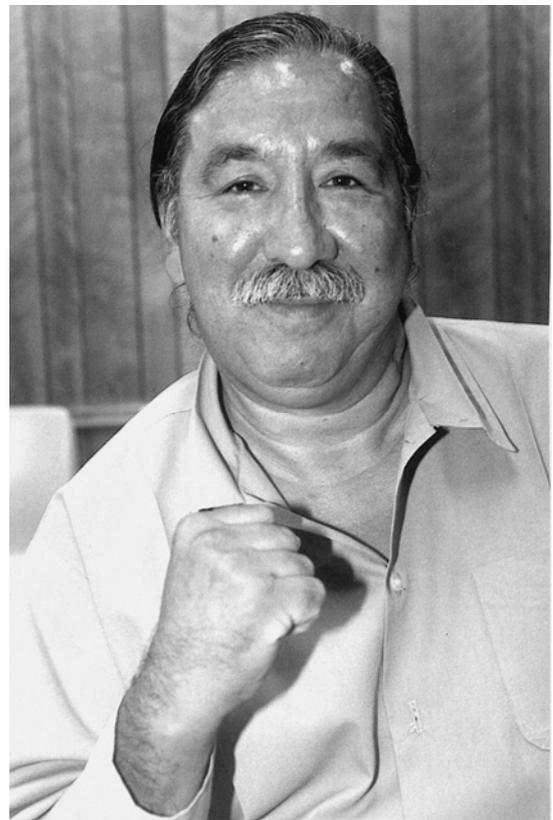
Ein vor kurzem vom FBI freigegebenes Dokument beweist, dass das FBI bewusst versucht hat, Dokumente in Bezug auf meinen Fall geheim zu halten. Aber diese Tatsache scheint das Gericht nicht zu interessieren. Der Bundesgerichtshof der USA hat ein maßgebliches Fehlverhalten des FBI in meinem Fall festgestellt, aber er hat dem FBI weiterhin erlaubt, Ausnahmeregelungen im Rahmen des "Freedom of Information

Act" in Anspruch zu nehmen, um die illegalen Praktiken in meinem Fall zu vertuschen und er hat mich damit meines Rechts auf eine faire Gerichtsverhandlung beraubt.

Ich bitte Euch alle, die Ihr an die Gerechtigkeit meines Falles glaubt: Schließt Euch meinem Kampf an und fordert die Freigabe aller meinen Fall betreffenden Dokumente. Warum wohl hält das FBI immer noch Dokumente zurück? Für mich ist die Antwort auf diese Frage klar. Und ich denke, für Euch auch.

Mein neues Anwaltsteam, Ron Kuby und David Pressman, das Leonard Peltier Defense Committee und ich danken Euch für Eure Hilfe und Unterstützung.

Im Geiste von Crazy Horse,
Leonard Peltier."



Leonard Peltier nutzt seine Haftzeit, um auf eigene Weise weiter zu kämpfen. Er hat sein Leben in einem Buch beschrieben, das auch ins Deutsche übersetzt wurde. Er hat als Autodidakt Gemälde und Zeichnungen geschaffen, die indianisches Leben und den Kampf der Indianer widerspiegeln. Und er engagiert sich weiter für die Rechte der Indianer. Im Jahre 2007 wurde er bereits zum 3. Mal für den Friedensnobelpreis nominiert. Das Theaterstück "My Life Is My Sun Dance" über sein Leben, geschrieben von Leonard Peltier mit Harvey Arden, hatte im März 2007 im Boulder Museum of Contemporary Art (BMoCA) in Boulder/Colorado Premiere. Doug Foote, ein Lakota, übernahm die Rolle als Leonard Peltier.

Quellenangaben & Literaturhinweise:

(1) Alle Unterzeichner des Aufrufes im Internationalen Peltier-Forum: <http://users.skynet.be/kola/vips.htm>

(2) A Message from Leonard Peltier and the Leonard Peltier Defense Committee from Thursday, 23 Aug 2007 - Übersetzung Astrid Karsch

Leonard Peltier / Harvey Arden -Mein Leben ist mein Sonnentanz / My life is my sundance (1999)

Martin Ludwig Hofmann -Indian War / Der Fall des indianischen Bürgerrechtlers Leonard Peltier (2000)

Richard Erdoes / Mary Crow Dog -Lakota Woman (1991)

Thomas E. Mails -Das Leben des Fools Crow (1996)

Harvey Arden / Mathew King -Hüter der Weisheit. Die spirituelle Welt des Lakotahäuptlings Noble Red Man (2001)

Richard Erdoes / Dennis Banks -Ojibwa Warrior: Dennis Banks And The Rise Of The American Indian Movement (2005)

Richard Erdoes / Leonard Crow Dog -Crow Dog: Four Generations of Sioux Medicine Men (1995)

Russel Means -Where White Men Fear to Tread (1996)

Harvey Arden -Have You Thought of Leonard Peltier Lately? (2004)

Peter Matthiessen -In the Spirit of Crazy Horse (1992)

Medien:

(3) Claus Biegert, Mein Leben ist mein Sonnentanz, Radiosendung auf BR2 (2000) als MP3 unter: www.wolfgangstohr.de/deutsch/peltier2.html

Leonard Peltier liest Gedichte aus seinem Buch. Als MP3 Dateien unter: www.gegenentwurf-muenchen.de/peltier2.htm

(4) Zwischenfall in Oglala / Incident at Oglala, Dokumentarfilm (1994) Jetzt auch im Internet anschauen unter:

<http://users.skynet.be/kola/video.htm>

Halbblut / Thunderheart Spielfilm u.a. mit John Trudell (1994)

Lakota Woman Spielfilm (1994)

Steinweißer Mann, Dokumentarfilm über Richard Erdoes und seine indianischen Freunde (1999)

www.fischerfilm.com/films/stwmann/default.ssi

SHAMAN 2 - Free Leonard Peltier NOW!" CD (2000) bei www.lakota-village.de noch erhältlich!

Links:

Offizielle Internetseite: www.leonardpeltier.net

Internetseiten in deutsch: www.leonardpeltier.de.vu

www.freepeltier-lpsgrheinmain.de

www.andreac.de

www.gfbv.de

LPDC-Blog: <http://lpdctexas.blogspot.com>

Weitere: www.myspace.com/leonardpeltierisinnocent

<http://users.skynet.be/kola>

www.linkcenterfoundation.org/wambliho/WambliHoReport_Sep2003.html

Hier kann man den Kampf für die Freilassung von Leonard Peltier unterstützen:

Pressemitteilung der Gesellschaft für bedrohte Völker vom 12.9.07: www.gfbv.de/pressemit.php?id=1032&highlight=peltier

e-mail-Aktion der Gesellschaft für bedrohte Völker zur Freigabe sämtlicher Akten im Fall Peltier www.gfbv.de/emailprot.php?id=121

Online-Petition zur Begnadigung Leonard Peltiers an Präsident Bush auf der Homepage von KOLA: <http://users.skynet.be/kola/lppet.htm>

International Peltier Forum: <http://users.skynet.be/kola/index.htm>

www.myspace.com/leonardpeltierisinnocent

Finanzielle Unterstützung für Leonard Peltier und das Leonard Peltier Defense Committee: Hier kann man Stein für Stein die Gefängnismauern abtragen – je Stein 10 US-Dollar... www.freedomwalk.com

Postadresse von Leonard Peltier im US-Gefängnis in Lewisburg:

Leonard Peltier #89637-132

USP Lewisburg PA

PO Box 1000

Lewisburg PA 17837

Anschrift und Internetseite der offiziellen Vertretung:

Leonard Peltier Defense Committee

3800 N. Mesa A2

El Paso, Texas 79902

www.leonardpeltier.net

Wir danken dem Leonard Peltier Defense Committee & KOLA, Belgien für die freundliche Genehmigung zur Verwendung von Bild- und Textmaterial!

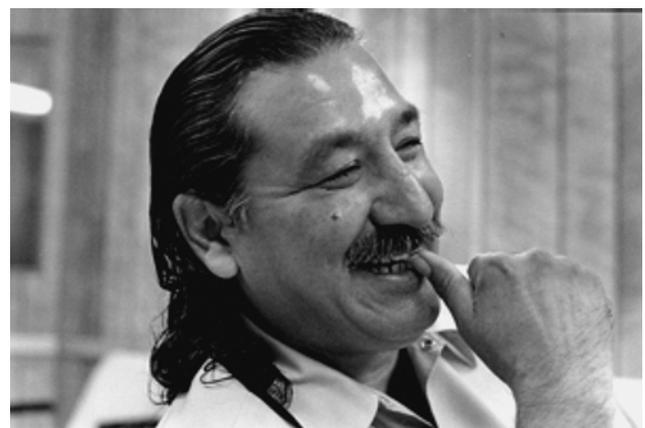
Bilderbeschreibungen Backcover:

Hawkman II (oben links): Dieses Selbstporträt besticht durch seine kraftvollen Farben und Kontraste. Trotz der andauernden Haft erkennt man Leonards innere Stärke und seine Hoffnung.

Warrior (oben Mitte): Leonard schuf das Ölgemälde im Jahre 1998 als ein Selbstporträt. In traditioneller Kleidung drückt Leonard mit Stolz seine Spiritualität, seinen Mut und sein Engagement für sein Volk aus.

Grandma Jumping Bull (unten links): Cecelia Jumping Bull wurde im Jahre 1902 in Pine Ridge geboren und widmete ihr gesamtes Leben dem Kampf der Indianer. Großmutter Jumping Bull war die erste, die den Kämpfern des A.I.M. ihr Land zur Verfügung stellte. Auf diesem Land ereignete sich auch im Jahre 1975 das Feuergefecht, in dessen Folge Leonard Peltier verhaftet wurde.

Big Mountain Lady (unten rechts): Leonard fängt das Leid und die Trauer der indianischen Ureinwohner ein. Dieses Werk symbolisiert die Bedeutung der Frau, ihr Denken und ihre Liebe für Mutter Erde.



Indianersprachen: Ein Forschungsgebiet stellt sich vor

Jan Henrik Holst

Die Sprachen der Urbevölkerung Amerikas stellen ein weites und anspruchsvolles Feld dar. Die folgende Einführung ist aus einem Begleittext zu einem Vortrag hervorgegangen. Sie ist dazu gedacht, das Gebiet zugänglicher zu machen und dessen Grundlagen zu erläutern. Der Text enthält auch die beste bislang veröffentlichte Klassifikation der Sprachen Nordamerikas.

The languages of the Native Americans are a varied and subtle area. The following introduction emerged from a text accompanying a lecture. It seeks to make the field more accessible and explain its basics. The text also contains the best classification of the languages of North America published to date.

Los idiomas de las primeras poblaciones de América representan un amplio y exigente campo. La siguiente introducción resultaba de un texto acompañando una exposición. El objetivo es facilitar acceso a esta materia y explicar sus fundamentos. El artículo contiene además la mejor clasificación de los idiomas de Norteamérica hasta la actualidad.

1. Sprache und Sprachen

Das Phänomen Sprache zeichnet den Menschen aus und hebt ihn von den Tieren ab – manche Tiere haben zwar auch Kommunikationssysteme, aber sie sind vererbt und sehr viel einfacher. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich herausgestellt, daß alle Menschen auf unserer Erde über umfangreiche Sprachen mit allem möglichen Drum und Dran verfügen – komplexe Systeme zur Verständigung, zu rituellen Zwecken, zur Dichtung, als Identifikationsmerkmal einer Gruppe, die sich damit von allen anderen Gruppen abhebt. Noch bis vor kurzem hielten sich in der Öffentlichkeit mitunter Vorurteile, Menschen bestimmter Kontinente würden sich darauf beschränken, ein paar primitive Laute auszutauschen. Besonders lange dachte man das über Australien in Bezug auf die Aborigines. Aber was Fachleuten schon lange klar war, trug spätestens in den siebziger und achtziger Jahren der Sprachwissenschaftler Robert M. W. Dixon auch an eine breitere Öffentlichkeit heran, der die Kenntnis der dortigen Sprachen durch seine unermüdliche Arbeit sehr vermehrt hat. Wer von Primitivität der Sprachen Australiens ausgeht, sollte einmal einen Kurs in Dyrbal oder Western Desert an einer australischen Universität belegen – er wird sich bewußt werden, daß ein ähnliches Maß an intellektueller Anstrengung notwendig wird wie das, das im Lateinunterricht in der Schule erforderlich war. Und seit der Jahrtausendwende nehmen auch unsere Kenntnisse der Sprachen Südamerikas langsam zu. Südamerika war nämlich neben Neuguinea bisher der letzte weiße Fleck auf der Erde, über dessen Sprachen man wenig wußte. Natürlich waren einige wichtige Sprachen, wie z. B. die Sprache der Inkas, das Quechua (in eingedeutschter Orthographie: Ketschua), oder das Guaraní, das neben dem Spanischen Amtssprache in Paraguay ist, gut bekannt. Aber in der Amazonasregion gab es Indianerstämme, die noch keinen Kontakt mit Weißen hatten, und auch sonst waren viele Sprachen des Kontinents nur sehr rudimentär erfaßt.

Die Sprachen der Kulturen ferner Kontinente sind meistens nicht einfacher und auch nicht komplizierter als die unseren europäischen. Sie sind jedoch oft recht anders aufgebaut, so daß ein Umdenken erforderlich ist, um ihren Bau zu verstehen. Offenheit für das Fremde, Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit dem Anderen und gute Beobachtungsgabe sind unerlässlich. Sprachwissenschaftler haben eine umfangreiche Terminologie entwickelt, um all das in Worte zu fassen, was ihnen bislang in der Grammatik der Sprachen der Welt aufgefallen ist.

Es gibt keine in puncto Grammatik, Ausdrucksmöglichkeiten oder anderer Hinsicht wirklich primitiven Sprachen auf der Welt. Wir Menschen sind uns alle ähnlicher, als man denken könnte. Dies könnte daran liegen, daß von den verschiedenen Linien, die der homo sapiens hervorbrachte, nur eine übriggeblieben ist, eben die unsrige; alle anderen Linien sind ausgestorben. (Die Differenzierung der heutigen Menschheit in Rassen ist neuer als der hier diskutierte Punkt.) Was man am ehesten als Einfachheit auslegen könnte, ist, daß bei manchen Kulturen, vor allem in Australien und teilweise in Südamerika, nicht viele Zahlwörter unterschieden werden. Anstatt "sechs" sagt man beispielsweise "zwei-zwei-zwei". Aber wir gehen soviel anders auch nicht vor, denn wir sagen "dreizehn" und meinen damit "drei und zehn zusammen" – ein einfacheres Wort fehlt uns. Außerdem ist der Wortschatz in manchen Sprachen, z. B. auf Neuguinea, etwas kleiner als der einer europäischen Sprache.

Daß es keine primitive Sprache auf der Welt gibt, hat für unsere wißbegierige Forschung auch Nachteile. Hätten wir nämlich eine solche, könnten wir aus ihr möglicherweise Rückschlüsse über die Entwicklung des Phänomens menschlicher Sprache ziehen. So aber haben wir nur voll ausgebildete, phonetisch, grammatisch und lexikalisch eine ungeheure Variationsbreite aufweisende Systeme und müssen diese untereinander vergleichen. Man weiß übrigens nicht, ob alle Sprachen der Welt von einer abstammen; das läßt sich beim



heutigen Stand der Forschung ganz und gar nicht sagen. Sprachen verändern sich zu schnell und können sich gegenseitig beeinflussen. Leute, die an die Herkunft aller Sprachen aus einer Quelle glauben – denn mehr als ein Glaube ist es angesichts der Unbeweisbarkeit der Sache nicht – nennen diese Ursprache Proto-World. Genaueres können sie aber nicht angeben.

2. Die Erforschung von Sprachen

Wie hat man sich die Erforschung von Sprachen vorzustellen? Was tut ein Sprachwissenschaftler eigentlich? Am besten wird er sich erst einmal dorthin bewegen, wo die Sprache gesprochen wird, die er untersuchen will, und mit den Leuten Kontakt aufnehmen. Manchen gefällt es daraufhin so gut dort, daß sie nie wieder zurückkehren; das nennt sich dann "going native". Sie entziehen sich damit Bürokratie, Ideologie und Etatkürzungen an der Universität. Sie entkommen Schließungen von Instituten, die "nur" Kultur behandeln und deren Arbeit damit in der Globalisierung angeblich nicht wirtschaftlich verwertbar ist, als ob der Mensch alleine vom Materiellen leben könne und nicht eine darüber hinausgehende Komponente brauche, um sein Leben als sinnerfüllt zu empfinden – und als ob nicht gerade durch das Verstehen von Völkern diese Welt besser gemacht werden könnte.

Aber nehmen wir einmal an, der Sprachwissenschaftler will wieder in seine "westliche", "weiße", "europäische" Kultur zurück, z. B. weil er bedingt durch die Auseinandersetzung mit anderen Kulturen auch sich seiner eigenen bewußt ist und sich mit ihr identifiziert. Es soll übrigens im folgenden nur von Sprachwissenschaftler die Rede sein; damit sind Sprachwissenschaftlerinnen mitgemeint, denn die Form auf *-er* deckt im Deutschen keineswegs nur das männliche Geschlecht ab, sondern dient gleichzeitig als allgemeine, beide Geschlechter umfassende Form. Jedenfalls wird der Sprachwissenschaftler bei seiner Arbeit jetzt ein ganzes Repertoire an Wissen zum Einsatz bringen, das er an der Universität – oder bei früheren Forschungen – erworben hat. Seine Tätigkeit nennt sich Feldstudien oder Feldarbeit, auf englisch fieldwork. Man sagt, er ist "im Feld". Er arbeitet mit Muttersprachlern zusammen, er fragt z. B. nach Wörtern, Formen, Sätzen usw. und notiert das Gehörte. Die Muttersprachler, die hierbei mitwirken, heißen Informanten. Der Ausdruck klingt vielleicht nach Agententätigkeit, aber auch hier geht es ja um das Überbringen von Information. Die Grammatik keiner Sprache befand sich ursprünglich zwischen zwei Buchdeckeln – dort mußte sie durch die Tätigkeit von Sprachwissenschaftlern und Informanten erst einmal hin. Es gibt mehr als 5000 Sprachen auf der Erde, und so ist es klar, daß eine Menge Arbeit zu leisten war. Vieles ist, gerade in abgelegeneren Teilen der Welt, auch heute noch zu tun.

Es ist am sinnvollsten, wenn der Sprachwissenschaftler sich zunächst den Lauten widmet, über die die untersuchte Sprache verfügt. Die Laute der Sprachen der Welt sind verschieden, wie schon ein oberflächlicher Vergleich zwischen Englisch und Deutsch zeigt. Englisch hat z. B. zwei Laute, die mit *th* dargestellt werden, und die man in phonetischer Schreibweise [θ] und [ð] schreibt; Beispiele sind *thick* "dick" und *the* "der, die, das". Das Deutsche hat diese Laute nicht, mit der simplen Konsequenz, daß manche Deutschen Schwierigkeiten haben, sie auszusprechen, weil sie sich nicht als Kind an sie gewöhnt haben. Umgekehrt hat das Deutsche ein *z*, und das hat das Englische nicht. In den Sprachen der verschiedenen Kontinente gibt es noch viel mehr verschiedene Laute, als uns aus unseren europäischen Sprachen bekannt sind. Um die Laute zu notieren, zu transkribieren, wie man sagt, werden Transkriptionssysteme verwendet. Dies sind Systeme von Buchstaben und ähnlichen Zeichen, zusätzlichen Stricheln und Häkchen und ähnlichem mehr (sogenannte Diakritika), von denen alle ihren Sinn haben. Das wichtigste Transkriptionssystem ist IPA – International Phonetic Alphabet. Bei amerikanischen Indianersprachen werden aber meistens andere, etwas abweichende Konventionen benutzt. Solange gewährleistet ist, daß der Leser weiß, was mit einem Zeichen gemeint ist, läßt sich mit irgendeinem System arbeiten. Leider muß man aber kritisch feststellen, daß manche Autoren nicht eindeutig zum Ausdruck bringen, was sie mit ihren Zeichen sagen wollen. Nicht nur ein Betrieb, der Gewinne erwirtschaften will, muß die Arbeit seiner Mitarbeiter gut organisieren, sondern auch die Wissenschaft als Gesamtunternehmen muß sich noch etwas besser koordinieren. Zum richtigen Erfassen der Laute fremder Sprachen muß man sein Gehör sehr in Anspruch nehmen. Man muß sich in die andere Sprache regelrecht "inhören". Nicht nur die Sprechorgane und ihre psychischen Korrelate, sondern auch das Gehör hat sich nämlich in der Kindheit auf die Muttersprache eingependelt. Es ist normal, daß jemand bei einer fremden Sprache den Unterschied zwischen zwei ähnlichen, aber dennoch verschiedenen Lauten für lange Zeit zunächst nicht wahrnimmt und erst später plötzlich merkt, daß dieser Unterschied existiert. Der Wissenschaftler muß in solchem Fall seine gesamten Notizen durchgehen und revidieren.

Neben der Beschäftigung mit den Lauten, d. h. der Phonetik, müssen Formenlehre (Morphologie) und Satzlehre (Syntax) der untersuchten Sprache offengelegt werden. Muttersprachler haben die Grammatik ihrer Sprache nicht bewußt im Kopf präsent, sondern unterbewußt. Es hat also keinen Sinn, in einer Informantensitzung zu fragen, wie die Regeln für eine bestimmte Konstruktion lauten. Es ist der Sprachwissenschaftler, der diese Regeln herausfinden muß; der Informant kann nur das Material, die Beispiele, liefern.



Die Sprachen der Welt sind hinsichtlich ihrer Grammatik sehr verschieden beschaffen. Nichts, was man aus den Sprachen, die man in der Schule gelernt hat, auf eine bestimmte Weise gewohnt ist, muß in einer anderen Sprache auch so sein. Oft gibt es unter Sprachwissenschaftlern Diskussionen, wie bestimmte Daten zu interpretieren sind, wie ungewohnte Konstruktionen zu zerlegen und einzuordnen sind. Aber mit den Jahren kommt man auch darin wieder voran. Quer über die Erde vergleicht man Grammatik; das Gebiet, das sich hiermit befaßt, nennt man die Typologie. Man versucht herauszufinden, in welchem Rahmen der Aufbau menschlicher Sprache variieren kann und wo möglicherweise Grenzen sind. Bisher haben sich aber die Hypothesen über Grenzen der Variation so oft als falsch erwiesen, daß es vielleicht nicht sinnvoll ist, noch länger die Existenz solcher Grenzen zu behaupten. Für Eigenschaften, die angeblich alle Sprachen der Welt haben sollen, hat man sich das Wort Universalien ausgedacht.

Für die Sprachwissenschaft ist auch außerhalb der Feldforschung genug zu tun. Man kann Sprachen, sobald sie gut genug bekannt sind, zu Gruppen gemäß ihrer Herkunft zusammenfassen. In einfachen Fällen läßt sich das anschaulich vorstellen: Bei Sprachen, die ziemlich ähnlich sind, liegt das schlicht und einfach daran, daß sie aus einer gemeinsamen Quelle entstanden sind. Niederländisch und Deutsch z. B. waren vor etwa 1500 Jahren noch nicht zwei verschiedene Sprachen, sondern eine. Nur wenig früher war auch Englisch noch nicht von beiden differenziert, und wiederum einige Jahrhunderte vorher gab es noch keine Unterschiede zu dem, was heute Isländisch, Norwegisch, Dänisch und Schwedisch ist. Die genannte Gruppe von Sprachen nennt sich Germanisch. Aber wir können noch sehr viel weiter in die sprachliche Vergangenheit zurückreisen. Dazu brauchen wir jedoch sprachwissenschaftliche Methoden, die zum Teil gar nicht einfach anzuwenden sind. Im 19. Jahrhundert wurden sie von findigen Sprachwissenschaftlern, vor allem aus Deutschland und teilweise aus Dänemark, entwickelt. Man erkannte, daß auch das Lateinische, das Griechische und sogar die Sprache der alten Inder aus der gleichen Quelle stammen wie das Germanische. Man nannte die erkannte Familie Indogermanisch. Walter Porzig hat in seinem Buch "Das Wunder der Sprache" im Kapitel "Sprachvergleichung" eine packende Darstellung dieser erkenntnisreichen Zeit der Sprachwissenschaft geschrieben. Forscher bemerkten auch diverse andere Sprachfamilien und gaben ihnen Namen. Finnisch und Ungarisch sind, wie man erkannte, entfernt miteinander verwandt. Die Familie, zu der diese zwei Sprachen gehören, wird nach dem Ural-Gebirge Uralisch genannt und umfaßt auch Estnisch, Lappisch und viele Sprachen im europäischen Teil Rußlands. Andere Sprachfamilien sind Austronesisch in

Indonesien und in Ozeanien, Drawida auf dem indischen Subkontinent, Sino-Tibetisch in Ostasien und viele, viele mehr.

Kommen wir zu Amerika, so sind besonders die Na-Dene-Sprachen, die Algonkin-Ritwan-Sprachen, die uto-aztekischen Sprachen u. a. wichtig. Dies sehen wir aber später genauer. Wichtig ist zunächst einmal der Begriff der *Sprachfamilie*, d. h. einer Gruppe verwandter Sprachen, die auf eine einzige Sprache zurückgeht. Zusätzlich gibt es sogenannte *language isolates*; mit diesem Terminus bezeichnet man Einzelsprachen, die bislang nicht mit seriöser wissenschaftlicher Arbeit einer größeren Gruppe zugeordnet werden konnten. Es handelt sich sozusagen um Familien mit einem einzigen Mitglied. Durch mühsame Forschung kann es zur Zusammenfassung von zwei oder mehr Familien oder *language isolates* kommen – wobei natürlich Fehler zu vermeiden sind.

3. Inder und Indianer

Das Wort "Indianer" bedeutet, wie bekannt ist, nichts anderes als "Inder". Kolumbus wollte mit seiner Seereise Indien erreichen. Als im 15. Jahrhundert zarte Pflänzchen von logischem Denken, naturwissenschaftlicher Beobachtung und darauf basierter Schlußfolgerung aufkeimten und das zu ersetzen begannen, was die Kirche über die Realität diktieren wollte, kam auch die im Altertum schon dagewesene Idee wieder auf, die Erde könne eine Kugel sein. Wenn dem aber so war, müßte man nach Indien auch so kommen, indem man immer weiter nach Westen segelte. Im Prinzip ist diese Überlegung ja auch richtig, aber die Vorstellung von den Größenordnungen war noch unausgereift. Nehmen wir einmal an, daß es den Panama-Kanal damals schon gegeben hätte – selbst dann hätte Kolumbus nach dem Erreichen Amerikas und der Durchquerung des Kanals noch den gesamten Pazifischen Ozean sowie die Vorbeifahrt an den Philippinen, Indonesien und anderen Inselgruppen vor sich gehabt. Nach Indien zu kommen war aus kommerziellen Gründen wichtig; man hätte hohe Zölle sparen können, wenn Kolumbus' Unternehmung geglückt wäre. So wurde er aber per Zufall zum Kontinent-Entdecker und bezeichnete die angetroffenen Menschen als Inder. Kolumbus notierte sogar persönlich ein paar Wörter von den Indianern, die er auf den karibischen Inseln antraf.

In vielen Sprachen gibt es die sprachliche Unterscheidung "Inder" / "Indianer" nicht; das Deutsche ist hier recht praktisch. Auf englisch z. B. heißt beides "Indian"; will man deutlicher werden und Mißverständnisse vermeiden, so kann man für Indianer auch "American Indian" sagen. "Native American" umfaßt auch die Eskimos und Aleuten. Übrigens ist "rot" als Bezeichnung für die Indianer verfälschend, denn rot war nur die Kriegsbemalung bestimmter Indianer, die



auf die Haut aufgetragen wurde. Die wirkliche Variation der Hautfarben der Menschheit ist, wie ja heute auch jedem klar, von hell ("Bleichgesichter") über verschiedenste Sorten von braun bis zu relativ, aber nie gänzlich, schwarz.

4. Die Besiedlung Amerikas

Nach Amerika sind vermutlich alle Ureinwohner durch Einwanderung gekommen. Es soll aber der Vollständigkeit halber auch eine heute nicht mehr vertretene Theorie erwähnt werden, daß der Mensch in Argentinien entstanden ist, möglicherweise parallel zur Entstehung anderswo auf der Erde. Da man niemandem die Überquerung der Ozeane zutraut – ob zu Recht, sei einmal dahingestellt –, geht man von Einwanderung über die Beringstraße aus. Diese ist heute eine Wasserstraße, jedoch hat an gleicher Stelle einmal eine Landbrücke existiert. Der Name Beringstraße rührt von dem dänischen Forscher Bering her, der nicht mit dem deutschen Naturwissenschaftler Behring (mit *b* geschrieben) zu verwechseln ist. Die Besiedlung Amerikas fand nicht mit *einer* Einwanderungswelle statt, sondern mit mehreren. Man rollt am besten die Geschehnisse zeitlich rückwärts auf, weil man dann vom – relativ gesprochen – besser Bekannten zum weniger Bekannten vorgeht. Die "Entdeckung" Amerikas durch Kolumbus 1492 wird uns nicht wieder beschäftigen, und ebenfalls nicht die kurze Episode, in der die Wikinger an die Nordostküste Amerikas kamen und es Vinland, d. h. "Weinland", nannten. Auch die Spekulationen darüber, ob weitere Besucher aus der Alten Welt über den Atlantik gekommen waren, werden nicht diskutiert. In der Sprache der Azteken heißt "Gott" *teōtl*, wobei *-tl* lediglich ein Zeichen des Nominativ Singulars ist. Das verbleibende *teō-* erinnert an das griechische Wort *theós* "Gott", aber es kann sich natürlich um Zufall handeln. Kommen wir also auf die Besiedlung durch die Ureinwohner. Sozusagen am Eingang Amerikas befindet sich Alaska, und hier liegt die Urheimat – so nennt man das ursprüngliche Siedlungsgebiet – für zwei Sprachgruppen, die wir erst einmal näher ansehen müssen.

Die eine trägt den Namen Eskimo-Aleutisch; sie umfaßt die Sprachen der Eskimos und der Aleuten. Aleuten ist nicht nur die Bezeichnung für eine Inselgruppe vor Alaska, sondern auch für ein auf diesen Inseln lebendes Volk. Die Sprachen der Eskimos – denn es sind mehrere, nicht nur eine Sprache – und die Sprache der Aleuten, das Aleutische, sind miteinander verwandt, d. h. sie stammen von einer gemeinsamen Ursprache ab, dem Proto-Eskimo-Aleutischen. Der Eskimo-Zweig teilt sich erneut in zwei Unterzweige. Den einen machen die Yupik-Sprachen aus, und den anderen bildet die Sprache der Inuit mit ihren Dialekten. Zu beachten ist, daß also Eskimos und Inuit nicht

das gleiche bedeutet; die Inuit sind nur ein Teil der Eskimos. Besserwisser bestehen manchmal darauf, man solle Inuit und nicht Eskimos sagen, aber dies ist nicht möglich, da ja auch z. B. das Wort Deutsche nicht durch Bayern beliebig ersetzbar ist. Nur in der Vorstellungswelt uninformatierter Kreise des Auslands ist deutsche Kultur gleichbedeutend mit bayrischer (Bierzelt, Dirndl usw.).

Noch in Alaska trennten sich Eskimos und Aleuten voneinander. Die Eskimos nahmen dann nach und nach einen immer größeren Raum ein. Dabei machten sie, immer entlang der nordamerikanischen Küste, eine Expansion nach Osten durch. Das östlichste Gebiet, Grönland, erreichten sie sogar erst im Mittelalter. Diese Expansion kann man sehr gut an den Sprachen sehen. Während nämlich über das nördliche Alaska, die großen Weiten der kanadischen Nordküste und Grönland nur eine einzige Eskimo-Sprache gesprochen wird, diejenige der Inuit, gibt es in Alaska sowie in gegenüberliegenden Flecken auf asiatischer Seite eine größere Zahl von Eskimo-Sprachen. Größere sprachliche Differenzierung hängt aber mit dem Vergehen von mehr Zeit zusammen, also längerer Anwesenheit. Die Eskimos und Aleuten sind keine Indianer; sie sind aber Ureinwohner Nordamerikas und werden von der Amerikanistik mitbehandelt.

Die andere zu besprechende Sprachgruppe sind die Na-Dene-Sprachen. Darunter versteht man die Sprachen Haida, Tlingit, Eyak und eine große Gruppe namens athapaskische Sprachen. Lange war offen, ob Haida tatsächlich zu den Na-Dene-Sprachen hinzugehört. Über diese Frage gab es verbitterte Auseinandersetzungen. Auf der Für-Seite, d. h. der Seite, die sagte, daß Haida zum Na-Dene gehört, standen der große amerikanische Sprachforscher Edward Sapir (1884 – 1939), der Deutsche Heinz-Jürgen Pinnow und der umstrittene amerikanische Sprachenklassifizierer Joseph Greenberg. Auf der Gegen-Seite befanden sich Robert Levine, der 1979 die Anhaltspunkte der Für-Seite in einem Artikel bestritt, sowie Michael Krauss vom Alaska Native Language Center in Fairbanks. Auch die Zugehörigkeit des Tlingit wurde zeitweise angezweifelt. Durch die umfangreiche Arbeit Pinnows wurde jedoch klar, daß Na-Dene existiert. 2005 sprach sich auch Jan Henrik Holst für Na-Dene aus, und im gleichen Jahr bestätigte John Enrico diese Verwandtschaft in *Anthropological Linguistics* 46 (offizieller Jahrgang 2004, jedoch mit Verzögerung 2005 erschienen). Haida, Tlingit und Eyak werden an der nordamerikanischen Pazifikküste gesprochen, teilweise auf dem Festland, teilweise auf vorgelagerten Inseln, und teilweise gehört das Gebiet zu Alaska, teilweise zu Kanada. Die athapaskischen Sprachen erstrecken sich über ein großes Gebiet in Kanada sowie vereinzelte Stellen in Kalifornien und ein Gebiet im Südwesten der USA, die apatschische Gruppe. Der Name der Apa-



tischen wird dem Leser wahrscheinlich allein schon deswegen bekannt sein, weil Karl May seine Romanfigur Winnetou als Apatschen erfand.

Die Frage der Besiedlung Amerikas kommt nun dadurch ins Spiel, daß von den genannten zwei Sprachgruppen behauptet worden ist, sie repräsentierten die letzten zwei Einwanderungswellen. Untermauert wurde das neben der Urheimat in Alaska auch mit Verwandtschaftstheorien nach Asien hinein. Eine abenteuerliche Theorie besagt, daß die Na-Dene-Sprachen mit den in Abschnitt 2 schon kurz erwähnten sino-tibetischen Sprachen, d. h. der Sprachgruppe, zu der Chinesisch und Tibetisch zählen, verwandt sein könnten. Um an dem Problem zu forschen, muß man sich besonders mit dem klassischen Tibetischen beschäftigen, denn das Chinesische hat sich stark verändert. Sehr lesenswert zu dieser Frage und überhaupt zur Sprachfamilie Na-Dene ist Heinz-Jürgen Pinnows Buch "Geschichte der Na-Dene-Forschung". Eskimo-Aleutisch sollte in Sibirien entfernte Verwandte haben.

Im Jahr 1987 behauptete nun der schon erwähnte Amerikaner Joseph Greenberg in einem Buch, alle übrigen Sprachen Amerikas, und zwar Nord-, Mittel- und Südamerikas, bildeten eine einzige Sprachfamilie; er nannte sie Amerind. Dieses Amerind wiederum repräsentiere auch eine einzige Einwanderungswelle, so daß also insgesamt drei Wellen vorlägen, chronologisch geordnet Amerind, Na-Dene, Eskimo-Aleutisch. Greenbergs Theorie ging durch die Medien. Jedoch war sie auf Sand gebaut, wie die Experten für Indianersprachen sogleich aufzeigten: falsch abgeschriebene Wörter, verwechselte Sprachen, aus den Fingern gesogene Etymologien, Mangel an Sachkenntnis an allen Ecken und Enden. Kein ernstzunehmender Amerikaner oder anderer Sprachwissenschaftler akzeptiert diese Theorie. Die Anzahl der vom angeblichen Amerind betroffenen Sprachen beläuft sich auf mehr als tausend, und von der konventionellen Forschung werden diese in etliche Familien eingeteilt. (Mit seiner Unterstützung für Na-Dene hatte Greenberg dagegen recht.)

Wie aber verhält es sich nun in Wirklichkeit mit der Besiedlung Amerikas? Man muß sich damit zufriedengeben, daß diese Frage nur teilweise beantwortet werden kann. Nach den Forschungen der letzten Jahre – vor allem seit der Jahrtausendwende – ist folgendes klar.

Bezüglich der eskimo-aleutischen Sprachen stellte sich vor kurzem heraus, daß sie zunächst einmal in Nordamerika selbst Verwandte haben: die Wakasch-Sprachen weiter südlich an der Westküste sowie auf Vancouver Island. Dies wird in Kapitel 5 des Buchs "Einführung in die eskimo-aleutischen Sprachen" von Jan Henrik Holst mit einer aufwendigen Beweisführung dargelegt. Es bestätigt sich damit eine Theorie von Morris Swadesh, der 1967 starb, dem aber zu Unrecht niemand in dieser Frage geglaubt hatte. Fol-

lich kann überhaupt nur das Eskimo-Wakasch (so heißt die zusammengefaßte Einheit) als Ganzes eine Einwanderungswelle repräsentieren. Mit der Verwandtschaft ist übrigens auch erneut Greenberg widerlegt, denn dessen Behauptung vom "Amerind" hatte ja das Wakasch eingeschlossen. Das Na-Dene repräsentiert sicherlich eine relativ junge Einwanderung; ob es die zweitletzte ist, ist nicht sicher, jedoch möglich.

Die übrigen amerikanischen Sprachen, d. h. alle außer Eskimo-Wakasch und Na-Dene, brauchen natürlich keineswegs auf nur eine Einwanderungswelle zurückzugehen. Es werden sicherlich mehrere gewesen sein.

5. Die Namen der Indianersprachen

Die Namen vieler Indianersprachen haben eine Bedeutung, auch wenn dies nicht immer unmittelbar erkennbar ist. Manche Indianer nennen sich selbst schlicht und einfach "Menschen". Z. B. bedeuten die Namen der Sprachen Yana und Tlingit "Mensch". Auch Inuit bedeutet "Menschen"; der Singular dieses Wortes ist Inuk. Die Selbstbezeichnung als "Menschen" kommt auch anderswo auf der Erde häufig vor. Sie braucht nicht zu beinhalten, daß Angehörige anderer Völker nicht als Menschen für voll genommen werden. Oft ist es nicht erforderlich, zwischen den Angehörigen der eigenen Gruppe und Menschen im allgemeinen Sinn sprachlich zu unterscheiden. Dies gilt besonders dann, wenn man nicht viel Kontakt mit Vertretern anderer Völker hat. Der Name Deutsch bedeutet übrigens "zum Volk gehörig", ist also dem Menschen-Typ in der Benennung von Völkern und Sprachen gar nicht unähnlich.

Ab und zu haben nah verwandte Sprachen sehr ähnliche Namen. Z. B. sind die im Süden der USA gesprochenen Sprachen Tewa, Tiwa und Towa eng miteinander verwandt. Solche Fälle erklären sich dadurch, daß es sich etymologisch um das gleiche Wort handelt, das sich in den einzelnen Sprachen auf verschiedene Art verändert hat. Auch das kommt anderswo in der Welt vor. In Europa gibt es Slowakisch und Slowenisch, und es gab auch einmal einen Dialekt namens Slowinzisch. All diese Namen heißen nichts anderes als Slawisch, und die so benannten Sprachen sind tatsächlich alles slawische Sprachen. Zu den samojedischen Sprachen, die teils in Sibirien, teils nordwestlich vom Ural gesprochen werden, zählen Nenzisch, Enezisch und Nganassanisch; auch diese drei Namen sind etymologisch identisch. Außerdem bedeuten sie "Menschen", was wiederum auf den zuvor erläuterten Punkt zurückführt.

Manche Namen von Indianersprachen stammen aus den Sprachen der europäischen Kolonisatoren und Eroberer. Dies sind bekanntlich Englisch in den USA und Kanada, wobei jedoch hier teilweise auch Französisch vorkommt, sowie Spanisch und Portugiesisch



in Lateinamerika, letzteres in Brasilien. In solchen Fällen nennen sich die Indianer selbst natürlich anders, aber der europäische Name tritt jetzt in der Literatur auf, um auf die Sprache Bezug zu nehmen. Beispiele sind Fox "Fuchs" und Blackfoot "Schwarzfuß". Besonders häufig ist dieser Typ unter den athapaskischen Sprachen; hier finden sich Beaver "Biber", Hare "Hase", Mountain "Berg", Slave "Sklave" und Yellow Knife "Gelbes Messer". Beispiele für Sprachen mit französischen Namen sind Coeur d'Alène, wohl zu übersetzen als "Herz der Ahle", und Nez Percé "Durchstochene Nase". Der zweite Name enthält das Partizip Perfekt des französischen Verbs *percer* "durchstechen". Dieses Verb tritt auch im Englischen als *pieve* auf sowie heutzutage im Deutschen als *pierven*; seit ein paar Jahren werden ja manche Leute von der Modersprache erfaßt, alle möglichen Körperteile mit Schmuckstücken zu durchstechen. Ein spanischer Name ist Salina, von *sal* "Salz".

Manche Sprachnamen sind dem Leser als geographische Namen bekannt. Es gibt z. B. eine Sprache Alabama. Diese Sprache heißt also wie ein US-Staat, oder besser gesagt heißt umgekehrt der Staat wie eine Sprache (und ein Volk), denn zuerst war ja der Indianerstamm da, später erst der Staat. Auch Dakota ist der Name einer Sprache, und zwar einer Sioux-Sprache.

Bestimmte Namensbestandteile treten mehrfach in Namen auf. Im Südwesten der USA gibt es Namen auf *-pai*. In Mittelamerika endet eine große Zahl von Namen auf *-tec*; im Deutschen taucht dies dann als *-tekisch* auf. Beispiele sind Aztekisch, Mixtekisch, Yukattekisch. Die Endung bedeutet "Bewohner von ...". In einer Ecke Südamerikas gibt es eine Menge an Sprachen auf *-nawa*.

Bei der großen Zahl der Sprachen Amerikas ist es kein Wunder, daß es zuweilen Sprachnamen gibt, die sich ähnlich sind, aber in keinem Zusammenhang irgendeiner Art stehen. Völlig verschiedene Sprachen gänzlich unterschiedlicher Herkunft sind Cree und Creek; das gleiche gilt für Yuki und Yuchi. Wenn man weniger Erfahrung mit Indianersprachen hat, muß man in solchen Fällen aufpassen, daß man nicht Verwechslungen unterliegt. Das passiert nicht nur Laien, sondern auch Fachleuten, die auf Sprachen anderer Gegenden der Welt spezialisiert sind. So ist es z. B. mit Anthony Fox in seinem Buch "Linguistic Reconstruction". Er behandelt ein Problem an den Muskogi-Sprachen, einer Gruppe im Südosten der USA, gemäß der Darstellung von Mary Haas in "The Prehistory of Languages". Dabei spricht er durchgängig von Cree (S. 67, S. 68 und auch im Sprachenindex S. 365). In Wirklichkeit ist aber Creek die Sprache, um die es sich handelt. Cree ist gar keine Muskogi-Sprache, sondern eine Algonkin-Sprache. Viele Namen tauchen aber auch in mehreren, ähnlichen Gestalten auf. Z. B. bezeichnen die Schreib-

weisen Kutenai und Kootenay dieselbe Sprache, und es gibt sogar noch weitere Schreibungen dieses Namens. In solchen Fällen muß man wissen, daß es sich nicht um verschiedene Sprachen, sondern um ein und dieselbe handelt. Auch folgendes kommt vor: In den USA gibt es eine Sprache namens Mono, und in Afrika gibt es ebenfalls eine Sprache namens Mono; die Sprachen haben nichts miteinander zu tun, sondern es handelt sich um Zufall, da die Lautfolge [mono] eine sehr einfache ist.

Bei Namen im spanisch kolonisierten Raum tritt oft die Buchstabenverbindung *hu* auf; sie steht für [w], den Laut in engl. *water*, *wine* usw. Entsprechend der spanischen Orthographie ist *ch* als [tʃ] zu sprechen, dem Laut von dt. *tschüß*, *Tschebe*. Der Buchstabe *x* steht oft für [ʃ], den Laut, der im Deutschen mit *sch* dargestellt wird. Ein Akut (´) gibt bei vielen Sprachen Lateinamerikas die richtige Betonung an, so z. B. in Guaraní, Macuxí. In Südamerika ist es häufig die letzte Silbe, die in einem Sprachnamen betont werden muß.

6. Wörter aus Indianersprachen

Verschiedene Wörter aus Indianersprachen sind in europäische Sprachen gedrunken. Normalerweise gerieten sie zuerst ins Englische oder Spanische und wurden dann an die übrigen europäischen Sprachen weitergegeben. Teilweise handelt es sich um Begriffe, die mit der Kultur der jeweiligen Indianer zusammenhängen, teilweise um Namen von Tieren und Pflanzen.

Die folgenden Beispiele werden nach Lyle Campbells Buch "American Indian languages – The historical linguistics of Native America", S. 11, aufgeführt. Aus den Algonkin-Sprachen, einer Sprachgruppe, die wir später in 8.4. noch näher kennenlernen werden, kommt eine ganze Reihe von Wörtern: *Karibu*, *Manitu*, *Mokassin*, *Opossum*, *Skunk*, *Squash*, *Squaw*, *Tomahawk* und *Totem*. Aus dem schon angesprochenen Dakota ist das Wort *Tipi*.

In Mittelamerika war das Nahuatl, die Sprache der Azteken, eine kulturell überaus dominante Sprache. Aus ihr haben wir *Avokado*, *Chili*, *Kakao* und *Ozlot* sowie *Kojote*, *Schokolade* und *Tomate*. Anhand der drei letztgenannten Wörter kommen wir auf etwas zurück, das in Abschnitt 4 schon angesprochen wurde, nämlich daß die Azteken ein *-tl* zum Ausdruck des Nominativ Singulars hatten. Dieses Element wurde bei der Übernahme ins Spanische zu *-te*. (Im Spanischen hat "Schokolade" nicht ein *d*, sondern ebenfalls ein *t*: *chocolate*.) Wenn wir *Kojote*, *Schokolade* und *Tomate* benutzen, tragen wir also eine Kasusendung des Nahuatl mit uns herum; die Stämme der Wörter endeten ursprünglich vor dem *-te*.

Auch aus Südamerika benutzen wir Wörter. Aus dem Quechua, der Sprache der Inkas, kommen *Coca* (mit der Endung *-in* auch in *Kokain*), *Kondor*, *Guano*,

Lama (im Sinne des Tiers, nicht des buddhistischen Titels), *Pampa* und *Puma*. Aus verschiedenen Arawak-Sprachen, einer wichtigen südamerikanischen Sprachfamilie, sind *Barbecue*, *Hurrikan*, *Kanu*, *Kolibri*, *Mais*, *Mangrove*, *Savanne* und eventuell *Tabak*. Auch das englische *potato* "Kartoffel" stammt hierher. (Die Kartoffel gab es in Europa ursprünglich nicht; sie ist aus Amerika hergebracht worden.) Aus Tupí-Sprachen sind *Cashew* (Nußsorte), *Jaguar*, *Maniok* und *Tapir*.

7. Sprachen und Sprecher

Die Anzahl der Sprachen der Indianer ist, wie bereits angeschnitten, sehr groß. Auf der gesamten Erde werden über 5000 Sprachen gesprochen, und vielleicht ein Fünftel davon entfällt auf den amerikanischen Doppelkontinent. Wenn in einem Wildwestfilm Indianer schlicht "Indianisch" sprechen, ist das hanebüchener Unsinn, weil es eben eine riesige Fülle von Indianersprachen gibt. Was statt dessen aufgesagt wird, ist oft frei erfunden; es hat auch im Klang nichts mit echten Indianersprachen zu tun. Das Medium Fernsehen ist in dieser Hinsicht als Bildungsquelle ziemlich ungeeignet.

In Nordamerika fällt auf, daß es im Westen mehr, im Osten dagegen viel weniger Sprachen gibt. Die Westküste der USA machen drei Bundesstaaten aus, von Nord nach Süd genannt Washington (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt, die an der Ostküste liegt), Oregon und Kalifornien. Auf diese Zahl von nur drei Staaten entfällt aber eine sehr hohe Zahl an Sprachen. Am größten ist – oder heute wohl eher: war – die Sprachenvielfalt in Kalifornien. Während also viele Menschen mit Kalifornien L. A., Hollywood, das Erdbeben von San Francisco und Faulenzen am Strand verbinden, sind für den Sprachwissenschaftler (und auch den Ethnologen) die verschiedenen Indianerstämme die erste Assoziation. Warum die starke Westlastigkeit der Sprachenvielfalt Nordamerikas existiert, ist nicht bekannt. Am ehesten könnte es daran liegen, daß die Indianer sich hier schon länger aufhielten als weiter östlich; das Vergehen der Jahrtausende, also der Zahn der Zeit, hat dadurch mehr Sprachen entstehen lassen. Diese Überlegung entspricht dem, was in Abschnitt 4 über Eskimo-Aleutisch gesagt wurde.

Nicht im Zusammenhang mit dieser Frage steht die Tatsache, daß an der Ostküste viele Sprachen ausgestorben sind, weil die Europäer das Gebiet in Beschlag nahmen. Auch wo heute die Wolkenkratzer von Manhattan stehen, lebten natürlich einmal Indianer. In der Tat stammt der Name Manhattan aus einer Indianersprache. Daß es ein Sprachensterben gegeben hat, wo jetzt New York und andere große Städte stehen, ist wahr; jedoch weiß man noch, welche Sprachen es an der Ostküste einmal gab, und sieht daran, daß auch vor Kolumbus die Sprachdifferenzierung im

Osten geringer als im Westen war. Auch heute noch ist das Aussterben von Sprachen in Nordamerika etwas, was schade ist, da das Vergessen jeder Sprache einen kulturellen Verlust bedeutet. Von den ehemals etwa 300 einheimischen Sprachen Nordamerikas werden aber immerhin noch etwa 150 gesprochen. Manche haben Sprecherzahlen von nur 100 oder noch weniger Menschen. Die Sprache mit der höchsten Sprecherzahl ist Navaho, eine athapaskische Sprache von der apatschischen Gruppe, mit ca. 150.000 Menschen. Es folgen ein paar Sprachen mit Sprecherzahlen im fünfstelligen Bereich, darunter Cree und Ojibwa, beides Algonkin-Sprachen, und Lakota, eine Sioux-Sprache.

In Mittelamerika und Südamerika ist es um die Indianersprachen oft etwas besser bestellt. Auch hier haben sich Weiße mit schlimmsten Menschenrechtsverletzungen ausgebreitet, aber das Ausmaß erreicht nicht das, das es in den USA hatte. Es gibt in Südamerika sogar zwei Indianersprachen, die mehrere Millionen Sprecher aufweisen: das Quechua und das Guaraní, beide schon eingangs erwähnt.

8. Die Sprachfamilien Nordamerikas

Im folgenden werden die Sprachen Nordamerikas genauer behandelt. Dabei stellte sich zunächst ein Problem: Die genealogische Einteilung ist, wie schon in Abschnitt 4 angeklungen, extrem umstritten. Zum Entwickeln einer eigenen Meinung begann ich 1997 mit ersten Untersuchungen. Im Sommersemester 2000 sammelten dann Teilnehmer meines Seminars "Klassifizierung von Sprachen: genealogisch, typologisch, areal" und ich Daten zu den Sprachen Nordamerikas, die der Erkundung der verwandtschaftlichen Verhältnisse dienen sollten. Dabei stellten wir fest, daß zwei umstrittene Familien namens Penuti und Hoka durchaus existieren. Außerdem wurde sichtbar, daß die Sprache Timucua mit den Muskogi-Sprachen verwandt ist. Für die Sammeltätigkeit danke ich ganz herzlich Cornelia Björnson, Anna Gutjahr, Stephen Hilpert, Franziska Jaiser, Sylwester Kowalczyk, Stephan Mahnkopf, Sandra Müller, Daniela Schulz und Anika Walbröl.

In den folgenden Jahren gelang es mir durch hartes Studium der Sprachen und Verfeinerung der Methodik, immer weiter verbesserte Klassifikationen Nordamerikas herzustellen, von denen ich einzelne Aspekte in Seminaren und Vorträgen vorstellte. Schließlich ergab sich eine Einteilung in 14 Sprachfamilien. Sie wird hier erstmals in einer Veröffentlichung benutzt und darf mit Recht von sich behaupten, die beste bis heute erarbeitete Klassifikation Nordamerikas zu sein. An ihr richten sich die folgenden Ausführungen aus.

In 8.1. bis 8.6. werden zunächst die sechs in etwa wichtigsten, das soll heißen, hinsichtlich Anzahl der Sprachen, Sprecherzahlen, Forschungsbemühungen und ähnlicher Kriterien größten, Sprachfamilien vorge-

stellt. Es handelt sich um Eskimo-Wakasch, Na-Dene, Salish, Algonkin-Ritwan, Sioux und Uto-Aztekisch. Die Präsentation ist in etwa von Nord nach Süd, innerhalb davon zuweilen von West nach Ost. Es wird versucht, Phonetik und Grammatik für Laien verständlich zu erklären; die Fachleute mögen das verzeihen. In 8.7. werden dann Penuti und Hoka angesprochen. Schließlich erfolgt in 8.8. eine kurze Übersicht über die restlichen sechs Sprachfamilien Nordamerikas.

8.1. Eskimo-Wakasch

Über diese Sprachfamilie wurde in Abschnitt 4 schon einiges gesagt. Sie besteht aus den eskimo-aleutischen Sprachen und den Wakasch-Sprachen. Die folgenden Ausführungen stellen nur die eskimo-aleutischen Sprachen vor; die Wakasch-Sprachen sind in vielem, aber nicht allem, ähnlich.

Die eskimo-aleutische Gruppe reicht von der Ostspitze Sibiriens über Alaska und die Küsten Kanadas bis nach Grönland. Daher gibt es eine Forschungstradition in drei Sprachen: Russisch, Englisch und Dänisch.

Die eskimo-aleutischen Sprachen kennen in ihrem Lautinventar Uvulare, d. h. Laute, die am Zäpfchen, auf lateinisch Uvula, gebildet werden. Der wichtigste von ihnen wird *q* geschrieben; er klingt für ein ungeübtes Ohr ähnlich wie ein *k* oder *kr*. Die Sprachen haben kein *r*, nur ein *l*. (In einem Beispiel unten taucht der Buchstabe *r* zweimal auf, aber er ist dort nur ein Zeichen für die Länge des Konsonanten dahinter und eine andere Qualität des Vokals davor.) Die beiden genannten Eigenschaften treten übrigens häufiger in den Sprachen Amerikas auf. In den eskimo-aleutischen Sprachen gibt es nur selten Paare von Konsonanten, die sich allein dadurch unterscheiden, daß bei dem einen die Stimmlippen (= Stimmbänder) schwingen, beim anderen dagegen nicht. Es gibt ein *p*, aber kein *b*, ein *t*, aber kein *d*, und ein *k*, aber kein *g*. (Unten taucht mitunter der Buchstabe *g* auf, aber er dient dort lediglich zur Bezeichnung anderer Laute.) Die Fachleute formulieren das so, indem sie sagen, es gibt kaum Stimmtonkorrelation.

Die Formenlehre der eskimo-aleutischen Sprachen ist umfangreich. Es gibt Wortformen von einer sehr großen Länge. Ein Beispiel aus dem Grönländischen, einer Variante der Sprache der Inuit, ist *timmisartuliur-sinnaavunga* "ich kann einen Flieger bauen". Dies ist tatsächlich ein einziges Wort. Es läßt sich so zerlegen:

| | | | | | |
|---------------|---------------|--------------|----------------|------------|------------|
| <i>timmi-</i> | <i>sartu-</i> | <i>liur-</i> | <i>sinnaa-</i> | <i>vu-</i> | <i>nga</i> |
| flieg- | er- | bau- | könn- | Gegenwart | ich |

Wenn man ein Buch auf Grönländisch aufschlägt, sieht man darin tatsächlich permanent Wörter von dieser Länge, und sogar fast die doppelte Länge ist möglich. Deshalb werden manche Zeilen des Textes nur von wenigen Wörtern eingenommen. Man nennt Spra-

chen, in denen derart lange Wörter gebildet werden, polysynthetisch. Viele Sprachen Amerikas, und zwar Nord-, Mittel- und Südamerikas, sind polysynthetisch. Dagegen kommen im Rest der Welt polysynthetische Sprachen nur selten vor.

Die eskimo-aleutischen Sprachen kennen in ihrer Grammatik noch eine Fülle weiterer Züge, die man vorstellen könnte, aber wir werden uns hier auf wenige davon beschränken. Anstatt mit extra Wörtern zu sagen *mein Haus*, *dein Haus* usw., wird zum Ausdruck des Besitzers etwas an das Wort angehängt. "Haus" ist auf grönländisch *illu* (vgl. das Wort *Iglu*; es stammt aus einem anderen Inuit-Dialekt), und hieraus bildet man *illuga* "mein Haus", *illut* "dein Haus" usw. Es gibt wie im Deutschen und im Lateinischen Kasus (Fälle), aber mit der Tatsache ihrer Existenz hört die Gemeinsamkeit auf. Es gibt keinen Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ, aber statt dessen diverse andere Kasus, mit denen man letztendlich das gleiche ausdrücken kann; sie heißen Absolutiv, Relativ, Allativ u. a. Eine Erläuterung der Details würde deutlich zuviel Raum einnehmen. Während wir auf deutsch sagen *drei Äpfel*, sagen die Eskimos wörtlich "Äpfel drei", haben also die umgekehrte Reihenfolge von Zahlwort und Hauptwort. Auf grönländisch ist das *üpilit pingasut*. Hier ist *üpili* "Apfel", von dänisch *able*, und das *-t* ist ein Pluralzeichen (das auch im Wort für "drei" wieder auftaucht).

Die eskimo-aleutischen Sprachen werden in einem Buch, das vom Autor dieses Textes verfaßt worden ist, "Einführung in die eskimo-aleutischen Sprachen", in aller Gründlichkeit behandelt.

8.2. Na-Dene

Die Verbreitung und die Zusammensetzung der Sprachfamilie Na-Dene wurden in Abschnitt 4 schon behandelt. Auch haben wir schon erfahren, daß die nordamerikanische Sprache mit der höchsten Sprecherzahl, Navaho, hierzu gehört.

In der Phonetik sind die Na-Dene-Sprachen eher kompliziert. Das ist bei Indianersprachen häufig so, stellt aber einen Unterschied zum Eskimo-Aleutischen dar. Ein Typ von Lauten, der vorkommt, heißt Ejektive. Bei der Erzeugung dieser Laute wird nicht Luft aus der Lunge benutzt, sondern mit dem Kehldeckel hochgeschleuderte Luft. Man schreibt Ejektive mit einem folgenden ^ʔ, so z. B. *pʔ tʔ kʔ*. Manche Amerikanisten stellen das Zusatzzeichen nicht hinter, sondern über die Buchstaben. In sehr alten Büchern werden Ausrufezeichen benutzt: *p! t! k!*. All diese Variation in der Schreibweise ist aber nur eine Frage der Konvention. Ejektive kommen auch im Kaukasus und in anderen Gegenden der Welt vor. Navaho und manche andere athapaskische Sprachen haben eine Erscheinung, die man Sibilantenharmonie nennt. Sibilanten sind Laute wie *s* (im stimmlosen Sinn, *ß*), *sch* und *tseh*;



auf deutsch sagt man auch Zischlaute. Bei einer Sprache mit Sibilantenharmonie teilen sich nun alle Sibilanten in zwei Gruppen, und in einem Wort kommen nur Sibilanten der einen Gruppe oder nur Sibilanten der anderen Gruppe vor. Das Navaho hat zehn Sibilanten, die sich in zwei Gruppen zu je fünf einteilen. In einer Gruppe ist *sch*, in einer anderen *s*, und diese Laute kommen deswegen in keinem Wort gemeinsam vor. Die Sache hat im Navaho auch Auswirkungen auf die Grammatik. Vor kurzem hat man gemerkt, daß auch eine Sprache in Europa weitgehend Sibilantenharmonie hat, und zwar das Baskische. Auch das Armenische hat eine unvollständige Sibilantenharmonie. Eine wichtige Eigenschaft der Phonetik der Na-Dene-Sprachen ist, daß sie sogenannte Tonsprachen sind. Dieser Ausdruck besagt nicht, daß die Sprachen gesungen werden. Man kann aber beim Sprechen einen Laut mehr oder weniger hoch aussprechen, und das wird in vielen Sprachen der Welt zur Unterscheidung von Wörtern genutzt. Die meisten Na-Dene-Sprachen haben zwei Töne, hoch und tief. Das gilt z. B. für Haida, Tlingit und Navaho. Die Sprache Sarcee soll sogar drei Töne haben: hoch, mittel und tief.

In der Morphologie gibt es sowohl Präfixe, d. h. vorne dem Wortstamm vorausgestellte Bestandteile, als auch Suffixe, d. h. hinten an den Stamm angehängte Bestandteile. Die Präfixe sind bei weitem häufiger und tauchen in größeren Mengen auf. Sehen wir uns z. B. die Tlingit-Wörter [ʔi-χ-siχán] "ich liebe dich" und [χád-ì-siχán] "du liebst mich" an. Zunächst zur Phonetik: ʔ steht für einen sogenannten glottal stop, d. h. ein Zusammenbewegen der Stimmlippen, und χ klingt ähnlich wie x, der Laut *ch* im deutschen Wort *ach*, wird aber weiter hinten artikuliert, nämlich an der gleichen Stelle wie das *q* der eskimo-aleutischen Sprachen. Die Akzente stehen für Töne: ` tief, ´ hoch. Die Bindestriche dienen nur zur Abtrennung morphologischer Bestandteile. Jetzt zur morphologischen Analyse: Der Stamm [-siχán] steht hinten. Das Element davor drückt aus, wer liebt (das Subjekt), das Element wiederum davor, wen er liebt (das Objekt). Wörtlich kann man die zwei Wörter übersetzen als dich-ich-liebe bzw. mich-du-liebst. Man kann ein Schema für den Aufbau der Formen angeben, es lautet Objekt-Subjekt-Stamm.

Eine im Weltmaßstab auffällige Eigenart der Na-Dene-Sprachen ist, daß man sich in ihnen in mancher Hinsicht recht genau und detailliert ausdrückt; der Wortschatz und die Grammatik bieten einem die Möglichkeiten dafür und verpflichten einen geradezu dazu.

8.3. Salish

Die Salish-Sprachen werden im Nordwesten der USA und im Südwesten von Kanada gesprochen. Rund um die Grenze findet sich hier ein Gebiet, das im Verhältnis zu dem der eben besprochenen Na-Dene-Sprachen sehr klein ist, in dem sich aber Sprache an

Sprache reiht. Im Westen bildet der Pazifik die natürliche Begrenzung. Keine der Sprachen hat eine hohe Sprecherzahl. Da aber eine größere Menge dieser Sprachen existiert, kann man Salish eine der großen Sprachfamilien Nordamerikas nennen. Die Namen einiger Salish-Sprachen sind Comox, Pentlatch, Seshelt, Squamish, Nooksack, Halkomelem, Lushootseed, Tillamook, Lillooet, Shuswap, Kalispel, Spokane. Ein Kuriosum: "naß" ist auf Spokane *nas*.

Die Salish-Sprachen sind sich alle mehr oder weniger ähnlich. In der Phonetik, besonders bei den Konsonanten, fällt eine extreme Kompliziertheit auf. Die Zahl der Konsonanten ist nämlich sehr groß, und viele von ihnen sind nicht einfach zu artikulieren, wenn man sie nicht gewöhnt ist. Der Salish-Spezialist Laurence Thompson hat im Buch *The languages of Native America*, herausgegeben von Lyle Campbell und Marianne Mithun, ein Schema der typischen Laute zusammengestellt (S. 696, hier leicht geändert dargestellt):

Vokale:

i u
 ə
 a

Konsonanten:

| | | | | | | | | |
|----|----|------|-----|----|-----|------|-------|-----|
| p | t | t̥ | | k | kʷ | q | qʷ | ʔ |
| pʰ | tʰ | t̥ʰ | t̥ʰ | kʰ | kʷʰ | qʰ | qʷʰ | |
| | | s | ʃ | x | xʷ | χ | χʷ | (h) |
| m | n | (r) | l | j | w | (ʕ) | (ʕʷ) | |
| mʰ | nʰ | (rʰ) | lʰ | jʰ | wʰ | (ʕʰ) | (ʕʷʰ) | |

Es lohnt sich, sich durch diese Zeichen einmal hindurchzuarbeiten, weil viele der Laute auch in anderen Sprachen Nordamerikas vorkommen. Das Zeichen für Ejektive sowie die Einzelzeichen χ und ʔ wurden bereits unter Na-Dene besprochen. Das hochgestellte ʷ zeigt an, daß bei der Artikulation des Lautes die Lippen gerundet sind (wie beim Pfeifen). An Beispielen wie kʷʰ sieht man, daß ein Laut durchaus gleichzeitig ein Ejektiv und gerundet sein kann. ʃ ist ähnlich wie ein l, aber die Stimmlippen bewegen sich bei der Erzeugung des Lautes nicht. w ist das englische *w*, nicht das deutsche *ə* ist der letzte Vokal in den deutschen Wörtern *Auge*, *Biene*, *Sage*.

Man sieht hier auch einmal, daß Sprachwissenschaftler die Laute von Sprachen nicht einzeln aufzählen, sondern sie in einem übersichtlichen Schema anordnen. Laute, die bestimmte Eigenschaften miteinander teilen, z. B. an welcher Stelle oder mit welchen Sprechorganen sie artikuliert werden, werden in eine Zeile oder eine Spalte geschrieben. Es gibt umfangreiche Anordnungskonventionen. Der Sinn dieser Art der Präsentation ist aufzuzeigen, wie die Sprachlaute nicht beziehungslos nebeneinander existieren, sondern in welcher Weise sie ein zusammenhängendes System bilden.

Die Salish-Sprachen kennen oft sehr große Konsonantengruppen. Besonders gilt das für das Bella Coola. Manche Wörter dieser Sprache bestehen sogar nur aus Konsonanten; so etwas kommt tatsächlich hier und da auf der Erde vor, wenn auch selten.

In der Morphologie der Salish-Sprachen werden Suffixe verwendet, und zwar in reichlichem Ausmaß. Demgegenüber gibt es nur wenige Präfixe. Auch einige Infixe, das sind Elemente, die in Stämme hineingeschoben werden, kommen vor. Unter den Suffixen sind auch sogenannte lexikalische Suffixe, d. h. welche mit recht konkreter Bedeutung. Jede Sprache hat 100 – 150 solcher lexikalischer Suffixe. Man kann die Salish-Sprachen polysynthetisch nennen.

In der Syntax fällt auf, daß das Verb normalerweise am Anfang des Satzes steht, dann folgen das Subjekt und das Objekt. Man kürzt diese drei Bestandteile als V, S bzw. O ab und sagt, die Salish-Sprachen sind VSO-Sprachen. Während wir auf deutsch sagen *Das Kind ißt den Apfel*, ist in einer VSO-Sprache die normale Ausdrucksweise *Ißt das Kind den Apfel*. Das heißt aber nicht, daß damit eine Frage gestellt wird, sondern die Sprache ist eben so aufgebaut, daß man sich so ausdrückt. Im Deutschen ist die häufigste Reihenfolge in Aussagesätzen Subjekt – Verb – Objekt; Formel: SVO. Anhand der Salish-Sprachen gab es eine Diskussion darüber, ob in jeder Sprache der Welt ein Unterschied zwischen Substantiven und Verben besteht. In den Salish-Sprachen und manchen anderen Sprachen Nordamerikas ist solch ein Unterschied nämlich schwerer zu erkennen, aber wohl doch vorhanden.

8.4. Algonkin-Ritwan

Eine überaus große und wichtige Sprachgruppe Nordamerikas sind die Algonkin-Sprachen. Wie man heute mit Sicherheit weiß, bilden sie mit den zwei Sprachen Wiyot und Yurok an der Westküste, die zusammenfassend die Ritwan-Sprachen genannt werden, die Sprachfamilie Algonkin-Ritwan. Dies wurde von Edward Sapir entdeckt, aber mit überzeugender Deutlichkeit erst nach seinem Tod nach langem Ringen von anderen nachgewiesen. Da die zwei Ritwan-Sprachen wenig bedeutend sind, beschränkt sich die Darstellung hier auf Algonkin. Der englische Name für Algonkin ist Algonquian, auch Algonkian geschrieben.

Die Algonkin-Sprachen sind sehr weit verbreitet: Sie finden sich in den Weiten Kanadas, besonders in dessen Südosten, sowie großen Teilen der USA, besonders dem Nordosten und dem Osten (wo viele aber ausgestorben sind, vgl. Abschnitt 7). Zu den Algonkin-Sprachen gehören unter anderem Blackfoot, Cheyenne, Arapaho, Cree (oder auch Cree-Montagnais-Naskapi – mit dieser langen Bezeichnung werden Dialekte mitgenannt), Menomini, Ojibwa, Potawatomi, Fox und Shawnee. Für Cree gab es einmal eine andere Schrift, eine Silbenschrift; von manchen wird sie sogar noch

benutzt. Die Algonkin-Sprachen spielten auch eine Rolle in der allgemeinen Forschungsgeschichte in Sachen Sprachfamilien und Rekonstruktion (Erschließung von Ursprachen): Leonard Bloomfield bewies, daß die Rekonstruktion einer Proto-Sprache auch dann durchführbar ist, wenn keine älteren Sprachdenkmäler vorhanden sind.

Die Phonetik der Algonkin-Sprachen ist eher einfach. Die Anzahl der Laute ist meistens nicht groß, und die Laute sind nicht kompliziert. Typischerweise gibt es keine Stimmtonkorrelation. Häufig gibt es vier Vokale. Sehen wir uns als Beispiel das Lautinventar des Cree an (nach H. Christoph Wolfart / Janet Carroll, Meet Cree):

Vokale:

i
e o
a

Konsonanten:

p t c k
s h
m n ŋ
l
w j

c ist eine Affrikate, d. h. ein Laut, der aus zwei Bestandteilen besteht; hier sind diese Bestandteile eine Art von t und eine Art von s oder sch. Das Zeichen ŋ steht für den Laut ng in deutsch *eng*, *Klang*. Wie schon unter den Salish-Sprachen werden hier wieder die Laute in einem Schema angeordnet. Nach einiger Erfahrung läßt sich mit diesen Schemata die phonetische Beschaffenheit einer Sprache recht gut mit einem Blick erfassen.

Etwas ist in dem Schema nicht erwähnt, und zwar, daß es im Cree einen Gegensatz von kurz und lang bei den Lauten gibt. Lange Konsonanten werden durch Doppelschreibung, z. B. *tt*, *kk*, ausgedrückt, und lange Vokale durch einen Längestrich (Makron), z. B. *ā*, *ī*. Man muß unterscheiden zwischen *nīpīy* "Wasser" und *nīpīy* "Blatt" (wobei y hier eine englische Schreibweise für den Laut j ist). Die Situation ist also ähnlich der im Lateinischen, wo *populus* "Volk" und *pōpulus* "Pappel" bedeutet. Der Vokal *ē* kommt im Cree sogar nur lang vor, nie kurz. Der Unterschied kurz / lang ist überaus typisch für die Algonkin-Sprachen. Es gibt im Cree Konsonantengruppen, aber keine besonders komplizierten, und sie erscheinen nicht im Wortanlaut (als Anlaut bezeichnet man den Anfang des Wortes). Ein Beispiel ist das Wort *maskisin* "Schuh"; in der Mitte ist eine Gruppe *sk*, ansonsten kommen nur einzelne Konsonanten darin vor. Die Wörter der Algonkin-Sprachen sind oft verhältnismäßig lang; dieses hat ja drei Silben. Übrigens ist *maskisin* mit *Mokassin* identisch.

In der Morphologie treten Prä- und Suffixe auf, letztere sind eher dominant. In der 3. Person Singular

gibt es eine Unterscheidung zwischen dem, was näher liegt, und dem, was weiter entfernt ist. Die Algonkin-Experten nennen dies proximativ und obviativ. In der 1. Person Plural gibt es ebenfalls eine Unterscheidung: ein "wir", das den Angesprochenen ausschließt, und eines, das ihn mit einschließt. Man spricht von exklusivem und inklusivem "wir"; diese Erscheinung ist übrigens häufig in den Sprachen der Welt. Die Folge der beiden diskutierten Unterscheidungen des Cree (und vieler anderer Algonkin-Sprachen) ist, daß man es oft mit acht Formen zu tun hat, wo man in anderen Sprachen nur sechs hätte. Sehen wir uns das am Beispiel von "mein", "dein" usw. an. Am Grönländischen haben wir schon gesehen, daß manche Sprachen Amerikas Suffixe verwenden, wo das Deutsche Possessivpronomina hat. Die Algonkin-Sprachen verwenden nun sowohl Prä- als auch Suffixe:

| Präfix | Suffix | Übersetzung | Grammatische Beschreibung |
|------------|--------------|-----------------|---------------------------|
| <i>ni-</i> | | "mein" | 1. Pers. Sg. |
| <i>ki-</i> | | "dein" | 2. Pers. Sg. |
| <i>o-</i> | | "sein" (näher) | 3. Pers. Sg. proximativ |
| <i>o-</i> | <i>-iyiw</i> | "sein" (ferner) | 3. Pers. Sg. obviativ |
| <i>ni-</i> | <i>-inān</i> | "unser" (exkl.) | 1. Pers. Pl. exklusiv |
| <i>ki-</i> | <i>-inaw</i> | "unser" (inkl.) | 1. Pers. Pl. inklusiv |
| <i>ki-</i> | <i>-iwān</i> | "euer" | 2. Pers. Pl. |
| <i>o-</i> | <i>-iwān</i> | "ihr" | 3. Pers. Pl. |

Beispiele: *ni-maskisin* "mein Schuh", *ni-maskisin-inān* "unser (exklusiv) Schuh; ein Schuh, den wir (aber ohne dich / euch) besitzen".

Die Algonkin-Sprachen haben Genus, d. h. grammatisches Geschlecht. Während aber das Deutsche die drei Genera Maskulinum, Femininum und Neutrum unterscheidet, haben die Algonkin-Sprachen nur zwei Genera. Man nennt sie oft belebt und unbelebt, engl. animate / inanimate. Jedoch gibt es viele Wörter, die unbelebte Dinge bezeichnen und trotzdem grammatisch belebt sind. In jüngster Zeit hat man bemerkt, daß der springende Punkt nicht so sehr die Belebtheit ist, sondern Kraft; manche Dinge zählen als Kraft besitzend, manche nicht. Natürlich muß man hierzu die unterbewußte Perspektive früherer Algonkin-Indianer einnehmen, nicht die der modernen Physik. Es liegt also in Wirklichkeit eine Unterscheidung krafthabend / kraftlos vor.

Manchmal haben die Algonkinsprachen von der Wortart her Verben, wo man aus der Sicht des Deutschen und anderer europäischer Sprachen Konstruktionen mit Substantiven erwarten würde. Die folgenden Wörter des Cree sind Verben:

| | |
|----------------|--------------------|
| <i>kēsikāw</i> | "es ist Tag" |
| <i>pīpon</i> | "es ist Winter" |
| <i>wāpan</i> | "es ist Dämmerung" |

Blackfoot ist polysynthetisch; das längste Wort eines Textes über Büffeljagd lautet *mokakiaapiūkoikšiwāwāta-*

niotakiyaawa. Hierin ist ' nicht ein Worttrennungszeichen wie in franz. *j'ai* "ich habe", *c'est* "es ist" usw., sondern steht für einen glottal stop, [ʔ].

Die Wortstellung in den Algonkinsprachen ist ziemlich frei. Bei Cree-Sätzen kommen hinsichtlich der Anordnung von Subjekt, Objekt und Verb alle sechs Möglichkeiten SOV, SVO, VSO, OSV, OVS und VOS vor.

Aus den Algonkinsprachen stammt der Begriff *Manitu*. Wenn Winnetou als Apatsche von *Manitu* spricht, so werden damit Kulturen vermischt, die Tausende von Kilometern auseinanderliegen. Auf Europa übertragen ist es in etwa so, als wenn die Lappinnen sich immer trafen, um Flamenco zu tanzen.

8.5. Sioux

Von den Sioux hat wohl jeder schon gehört. Die Sioux sprechen – wie die Eskimos, und auch die Irokesen – nicht eine einzige Sprache, sondern mehrere, miteinander verwandte Sprachen. Die Sioux-Sprachen sind weit verbreitet über die Mitte der USA; einige von ihnen sind Dakota (einschließlich Dialekte wie Lakhota, Nakota, Assiniboine), Iowa, Winnebago, Crow, Ofo und Biloxi.

In der Phonetik sind die Nasalvokale ungemein typisch, d. h. Vokale wie in französisch *bon* "gut", *sans* "ohne", *fin* "Ende" usw. Während in IPA Nasalvokale mit einer Tilde über dem Vokal geschrieben werden, also *ã*, *ẽ*, *ĩ* usw., benutzen die Amerikanisten oft Häkchen unter dem Vokal, also *a*, *e*, *i* usw. Ebenfalls typisch ist, daß aspirierte ("behauchte") Konsonanten auftreten, was in der Transkription mit einem hochgestellten ^h ausgedrückt wird. Außerdem kommen Ejektive häufig vor. Hier einmal das komplette Lautinventar einer Einzelsprache, des Lakhota:

Vokale:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| i | | u | ĩ | ũ |
| | e | o | | |
| | | a | | ã |

Konsonanten:

| | | | | |
|----------------|----------------|----------------|----------------|---|
| p | t | ʧ | k | |
| p ^h | t ^h | ʧ ^h | k ^h | |
| p ^ʔ | t ^ʔ | ʧ ^ʔ | k ^ʔ | |
| b | d | | | |
| | s | ʃ | x | h |
| | z | ʒ | y | |
| m | n | | | |
| | l | | | |
| w | | j | | |

ʃ ist wie *sch* in dt. *Schub*; ʒ ist der Laut des *j* in franz. *jardin* "Garten".

Die Morphologie zeigt nicht ganz die Kompliziertheit, die einem sonst in Indianersprachen begegnen kann. Wer eine Indianersprache praktisch erlernen will, kann sich daher vielleicht für eine Sioux-Sprache entscheiden. Phonetisch wäre jedoch eine Algonkin-Spra-

che einfacher. Leider sind die wenigen Lehrbücher und anderen Lehrmaterialien, die es zu Indianersprachen überhaupt gibt, fast alle ziemlich schlecht.

In den Sioux-Sprachen gibt es Prä- und Suffixe. *-pi* ist ein häufiges Pluralsuffix, besonders bei Bezeichnungen von Belebtem. Zum Ausdruck des Besitzers dienen Präfixe, vgl. Lakhota *mi-sí* "mein Fuß", *ni-sí* "dein Fuß", *u-sí* "unser Fuß". Anstatt "Fuß" kann man in den Beispielen auch "Füße" übersetzen, weil die Sprache hier keine Numeri unterscheidet. Das Präfix für "mein" ist aber nicht immer *mi-*. In *mi-napé* "meine Hand" tritt ebenfalls *mi-* auf, aber "mein Blut" ist *ma-wé*, also mit *ma-*. Der Vergleich weiterer Beispiele zeigt, daß die Auswahl damit zu tun hat, ob man Kontrolle über das Bezeichnete ausüben kann. Die Bewegung seiner Füße und seiner Hände kann man steuern, das Fließen seines Blutes nicht. In wieder anderen Fällen tritt *mit^ha* auf, z. B. bei *mit^ha mila* "mein Messer". Das liegt daran, daß man ein Messer weggeben kann an jemand anderen. Die Sprachwissenschaftler sprechen von Veräußerbarkeit. In den anderen genannten Fällen handelt es sich um nicht-veräußerbare Substantive. (Die Beispiele stammen aus Marianne Mithun, *The languages of Native North America*, S. 507.)

In bestimmten Sioux-Sprachen gibt es Artikel. Das ist erwähnenswert, denn in den Sprachen der Welt sind diejenigen mit Artikeln in der Minderheit. Im Lakhota ist *wa* "ein, eine", und *kei* ist "der, die, das". Die Artikel stehen hinter dem Wort, auf das sie sich beziehen; es ist also umgekehrt wie im Deutschen, wo die Artikel voranstehen. Auch die Adjektive stehen hinter den Substantiven, auf die sie sich beziehen.

8.6. Uto-Aztekisch

Der Name dieser Sprachfamilie zeigt schon, daß wir jetzt ziemlich weit im Süden angelangt sind. Er ist aus den Namen zweier Sprachen aufgebaut, die das Verbreitungsgebiet in etwa abstecken, dem Ute im Norden und dem Aztekischen (Nahuatl) im Süden. Die Familie erstreckt sich vom Südwesten der USA bis weit nach Mexiko hinein. Andere Sprachen, die zu dieser Familie gehören, sind Tübatulabal, Shoshone, Comanche, Papago und Hopi auf US-amerikanischer Seite sowie Tarahumara, Huichol und Pipil auf mexikanischer Seite. Hopi wird zwar nur von einer kleinen Gruppe von Menschen gesprochen, ist aber sehr bekannt geworden; an dieser Sprache hat sich eine längere Diskussion über den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken entwickelt. Die uto-aztekischen Sprachen sind gut erforscht. Man arbeitet auch viel an der Rekonstruktion der Ursprache, aus der sie entstanden sind, dem Proto-Uto-Aztekischen.

Die Phonetik der uto-aztekischen Sprachen ist nicht allzu kompliziert. Als Beispiel hier die Laute des Hopi:

Vokale:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| i | | | | u |
| | e | ə | o | |
| | | a | | |

Konsonanten:

| | | | | | |
|---|---|-----|---|---|---|
| p | t | t̥s | k | q | ʔ |
| | | s | | | h |
| m | n | | ŋ | | |
| | l | | | | |
| w | | j | | | |

Es gibt Quantitäten, und zwar mindestens zwei, vielleicht sogar drei.

In der Morphologie sind Suffixe vorherrschend, aber es gibt auch Präfixe. Zum Beispiel werden Possessivpräfixe gebraucht, d. h. Präfixe, die den Besitzer ausdrücken. Die uto-aztekischen Sprachen werden agglutinierend genannt; dieser Ausdruck besagt, daß die Prä- und Suffixe mit großer Regelmäßigkeit angefügt werden. Außerdem sind diese Sprachen polysynthetisch. Reduplikation, d. h. die Verdopplung von Wortteilen, spielt eine Rolle. Die Zahlwörter des Nahuatl sind nach einem Fünfergruppen-Prinzip aufgebaut: "sechs" wird als "fünf-eins" ausgedrückt, "sieben" als "fünf-zwei" usw. bis "neun". Das gibt es auch in manchen Sprachen der Arktis (u. a. den Eskimo-Sprachen), in Westafrika und anderswo.

8.7. Penuti und Hoka

Bei den Begriffen Penuti und Hoka besteht ein Problem: Nicht alle Altamerikanisten glauben an die Existenz dieser zwei Familien, sondern sehen dies nur als Theorien an.

Die Theorie, daß es eine Sprachgruppe namens Penuti-Sprachen gibt, bezieht sich auf diverse Sprachen im Westen des Kontinents. Viele Sprachen in Washington, Oregon und Kalifornien, aber auch einige auf der kanadischen Seite, gehören zu dieser angenommenen Familie. Es handelt sich um die kleinen Gruppen Chinook, Klamath-Sahaptian, Molala-Cayuse und Miwok-Costanoan, die Einzelsprachen Tsimshian, Takelma, Yokuts, Wintu und Maidu sowie ein paar weitere Sprachen.

Die zu Hoka oder auch Hokan-Coahuiltecan zusammengefaßten Sprachen schließen sich teilweise südlich und südöstlich an, teilweise liegen sie auch verstreut zwischen Penuti-Sprachen. Es geht um die kleinen Gruppen Palaihnihan, Pomoan, Cochimi-Yuman, Chumashan, die Einzelsprachen Shasta, Karok, Yana, Coahuilteco und andere.

Wie eingangs in Abschnitt 8 schon gesagt, bestehen die Zweifel an diesen Familien zu Unrecht. Dies ergab sich aus dem Material der eingangs genannten Studenten und meiner Person. Zwar liegen noch keine Rekonstruktionen der Proto-Sprachen vor, jedoch lassen die Daten beide Familien sichtbar werden. Es las-

sen sich aber die zwei Familien auch bei gründlichem Studium der alten Fachliteratur erkennen, darunter Arbeiten von Roland B. Dixon und Alfred L. Kroeber, die nun schon etwa ein Jahrhundert alt sind, sowie solche von Edward Sapir und anderen.

Wichtig ist noch, daß Penuti sich nicht weiter nach Mittel- und Südamerika hinein erstreckt, wie manche Sprachwissenschaftler behauptet hatten. Auch Hoka hat meines Wissens keine derartigen entfernteren Ausläufer nach Süden und reicht lediglich geringfügig nach Mexiko hinein.

Nach meinen persönlichen Forschungen – und hier wird es jetzt auch für Experten interessant – kann ich Hoka noch einige weitere Sprachen hinzufügen. Eine davon ist Zuni. Natürlich weiß ich sehr wohl, daß Edward Sapir diese Sprache versuchsweise mit Uto-Aztekisch und Kiowa-Tanoan klassifizierte und daß Stanley Newman sie dagegen für eine Penuti-Sprache hielt. Zuni ist jedoch relativ nah mit Keres verwandt; hierin folge ich Karl-Heinz Gursky. Beide zusammen stellen sich dann als Hoka heraus. Außerdem ist auch die kleine Gruppe Yuki-Wappo zu Hoka gehörig. Zur Untermauerung dieser Angaben wäre natürlich in Zukunft weitere Arbeit wünschenswert. Ohne Forschungsgelder wäre das – wie so vieles andere – jedoch nicht machbar.

8.8. Die übrigen Sprachfamilien

Acht große Sprachfamilien Nordamerikas wurden bereits besprochen. Es gibt jedoch noch einige weitere, meist kleinere Sprachfamilien. Nach meinen Forschungserkenntnissen sind es sechs.

Zwei unumstrittene und lange identifizierte Sprachfamilien sind die irokesischen Sprachen in den östlichen USA (hierzu Cherokee, Mohawk u. a.) und die Caddo-Sprachen in der Mitte der USA (hierzu eine Sprache ebenfalls mit dem Namen Caddo). Außerdem gibt es die kleine Gruppe Chimakuan an der Westküste (zwei Sprachen: Chemakum und Quileute). Damit sind weitere drei Sprachfamilien genannt; erst bei den letzten drei wird es anspruchsvoller.

Ein wichtiger Forscher namens John R. Swanton bewies schon vor einem Jahrhundert die Verwandtschaft der Einzelsprachen Tunica, Atakapa und Chitimacha und nannte die sich ergebende Familie Tunican. Ein anderer Forscher, James Crawford, verband 1979 dagegen versuchsweise Tunica, Atakapa und die Sprache Yuchi. Diese Vorschläge überlappen sich um zwei Sprachen, und es stellt sich heraus, daß man alle vier genannten Sprachen zu einer Familie vereinen kann. Sie soll hiermit Tunican genannt werden, wobei ich also den Namen von Swanton übernehme, jedoch die Bedeutung leicht ändere.

Die Erkenntnis des neuen Tunican steht im Zusammenhang zu der Diskussion über eine Familie namens Gulf (auf deutsch zuweilen auch Golf). Die

aktivste Forscherin hier war Mary Haas. Die Familie enthält auf jeden Fall die Gruppe der Muskogi-Sprachen; was aber sonst noch hinzugehört, war umstritten. Die zwei Sprachen Natchez und Timucua wurden oft genannt. Obendrein dachte man auch an die Zugehörigkeit weiterer Sprachen; jedoch waren das meist solche, die soeben unter Tunican gefallen sind. Damit scheiden diese aus, und eine Einheit aus den Muskogi-Sprachen, Natchez und Timucua bleibt übrig. Eine Untersuchung ergibt, daß solch eine Sprachfamilie tatsächlich besteht. Sie kann den Namen Gulf tragen, wenn man sich der Einschränkung der Bedeutung bewußt ist. Die zwei zuletzt behandelten Sprachfamilien, Tunican und Gulf, sind im Südosten der USA beheimatet.

Zu guter Letzt ergab sich 2007 noch eine faustdicke Überraschung. Es gibt eine kleine Sprachgruppe namens Kiowa-Tanoan, die aus der Sprache der Kiowa sowie der kleinen Gruppe der Tano-Sprachen besteht. Diese stellte sich als verwandt mit dem Kutenai heraus. Das Kutenai wird teils auf dem Territorium der USA, teils auf dem Kanadas gesprochen, demnach ein gutes Stück weiter nördlich. Die Kombination wurde nie probiert. Die neuentdeckte Sprachfamilie möchte ich Kutenai-Kiowan nennen. Als Nebeneffekt hat sich ergeben, daß in Nordamerika kein language isolate übrig ist. Der Kontinent ist damit in 14 Sprachfamilien komplett klassifiziert.

Zusammenfassung der Klassifikation

Eskimo-Wakasch
Na-Dene
Salish
Algonkin-Ritwan
Sioux
Uto-Aztekisch
Penuti
Hoka
Irokesisch
Caddo
Chimakuan
Tunican
Gulf
Kutenai-Kiowan

Kleine Literaturliste zu den Sprachen Amerikas

Allgemeine Informationen:

Bibliotheken:

Für jedes Forschungsgebiet gibt es in Deutschland eine Bibliothek, die dieses als Sondersammelgebiet führt. Das Gebiet mit dem offiziellen Titel "Indianer- und Eskimosprachen und -kulturen" entfällt auf die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. Aufgrund dessen liegt hier die größte Literatursammlung Deutschlands zum Thema vor. Auch in anderen deutschen Bibliotheken, besonders Universitätsbibliotheken, sind Literatursammlungen vorhanden, sowie natürlich im Ausland.



Fachzeitschriften:

Dies ist die Zeitschrift zu den Sprachen Nordamerikas:
International Journal of American Linguistics (abgekürzt: *IJAL*).

Ab und zu auch wichtig:

American Anthropologist (abgekürzt: *AA* oder *AmA*), *Anthropological Linguistics* (abgekürzt: *AL*), *Language*, *Diachronica* u. a.

Bücher:

Die Liste enthält keine Bücher über einzelne Sprachen (jedoch, falls überhaupt vorhanden, Bücher zu einzelnen Familien). Sie enthält auch keine Artikel.

Die Kenntnis des Englischen ist unverzichtbar, wenn man sich tiefergehend mit der Materie beschäftigen will. Fast alle Literatur ist Fachliteratur, daher stellenweise schwer verständlich bis gar nicht verständlich, wenn man nicht über eine Ausbildung als Sprachwissenschaftler verfügt. Das gilt nicht für Pinnow (1964) und Sapir (1961), die sich bewußt an ein größeres Publikum wenden. Außer im anspruchsvollen letzten (fünften) Kapitel müßte auch Holst (2005) weitgehend verständlich sein.

Etwas lästig ist, daß einige Standardwerke keine besonders feinmaschigen Inhaltsverzeichnisse haben. Dies gilt besonders für Veröffentlichungen von Lyle Campbell und Marianne Mithun, die sich ansonsten durch sehr viel Information auszeichnen. Lästig ist auch das Blättern nach dem Suchen von Anmerkungen. Manche Bücher haben ein großes Gewicht; es wäre also besser gewesen, sie auf mehrere Bände zu verteilen. In anderen wird sehr viel über die Forschungsgeschichte, aber weniger über die Sprachen selbst geschrieben. Die Forschung an Indianersprachen hat leider manchmal keinen Sinn fürs Praktische. Ob sich das bessert, muß die Zukunft zeigen.

Boas, Franz (Hrsg.)

1911, 1922, 1938 Handbook of American Indian languages (HAIL). 3 Bände.

Die drei Bände enthalten Einzelbeschreibungen diverser Indianersprachen.

Boas, Franz

ohne Jahresangabe Introduction to the Handbook of American Indian languages. Washington: Georgetown University Press.

Gibt nicht nur eine Art Einführung in das genannte Handbuch, sondern auch in die Indianersprachenforschung allgemein.

Campbell, Lyle

1997 American Indian languages. The historical linguistics of Native America. New York / Oxford: Oxford University Press.

Campbell schreibt über den heutigen Forschungsstand bei der Klassifizierung der Indianersprachen. Eine der ergiebigsten Quellen, die existieren.

Campbell, Lyle / Mithun, Marianne (Hrsg.)

1979 The languages of Native America. Historical and comparative assessment. Austin: The University of Texas Press.

Faßt den Forschungsstand von 1979 zusammen. Für Fachleute eine Fundgrube an Informationen.

Dixon, Robert M. W. / Aikhenvald, Alexandra (Hrsg.)

1999 The Amazonian languages. Cambridge: Cambridge University Press.

Behandelt die Sprachen des Amazonasgebiets.

Goddard, Ives (Hrsg.)

1996 Handbook of North American Indians. Band 17: Languages. Washington: Smithsonian Institution.
Enthält Allgemeines und Beschreibungen von Einzelsprachen.

Greenberg, Joseph H.

1987 Language in the Americas. Stanford: Stanford University Press.

Greenbergs falsche Theorie, die Indianersprachen ließen sich in lediglich drei Familien klassifizieren.

Haas, Mary R.

1969 The prehistory of languages. The Hague: Mouton.
Überaus wichtig zur Methodik der Sprachklassifizierung und Rekonstruktion, besonders in Amerika. Die Bedeutung dieses Buches wird bis heute unterschätzt.

Hojjer, Harry (Hrsg.)

1946 Linguistic structures of Native America. New York: Viking Fund.

Gibt Beschreibungen verschiedener Einzelsprachen.

Holst, Jan Henrik

2005 Einführung in die eskimo-aleutischen Sprachen. Hamburg: Buske.

Die bislang einzige Gesamtdarstellung einer konkreten nordamerikanischen Sprachgruppe.

Langdon, Margaret

1974 Comparative Hokan-Coahuiltecan studies. The Hague: Mouton.

Behandelt die Familie Hokan-Coahuiltecan = Hoka, vor allem unter forschungsgeschichtlichem Aspekt.

Liedtke, Stefan

1991 Indianersprachen. Sprachvergleich und Klassifizierung. Hamburg: Buske.

Behandelt die Methodik der Sprachklassifizierung.

Liedtke, Stefan

1996 The languages of the "First Nations". Comparison of Native American languages from an ethnolinguistic perspective. München / Newcastle: Lincom Europa.

Dies ist im wesentlichen Liedtke 1991 übersetzt ins Englische, jedoch stellenweise auch überarbeitet.

Mithun, Marianne

1999 The languages of Native North America. Cambridge: Cambridge University Press.

Besteht aus einer Behandlung der verschiedenen strukturellen Eigenschaften der Sprachen sowie einer ausführlichen Übersicht über die einzelnen Sprachgruppen.

Pinnow, Heinz-Jürgen

1964 Die nordamerikanischen Indianersprachen. Ein Überblick über ihren Bau und ihre Besonderheiten. Wiesbaden: Harrassowitz.

Für den allgemeinen Leser bestimmte Einführung, gut lesbar. Enthält eine farbige Karte.

Pinnow, Heinz-Jürgen

1976 Geschichte der Na-Dene-Forschung. Berlin: Gebrüder Mann.

Forschungsgeschichte zur Sprachfamilie Na-Dene.

Sapir, Edward

1961 Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache. München: Hueber.

In manchem veraltetes, in manchem aber zeitloses, meisterhaft geschriebenes Einführungsbuch in die Sprachwissenschaft. Es wird hier aufgelistet, weil Sapir viele Beispiele aus Indianersprachen bringt. Original: Language. New York: Harcourt, Brace & Co. 1921.



Sebeok, Thomas A. (Hrsg.)

1976 Native languages of the Americas. 2 Bände. New York / London: Plenum Press.

Zuvor schon 1973 mit anderen Seitenzahlen erschienen als "Linguistics in North America" innerhalb des etliche Bände umfassenden Werkes Current Trends in Linguistics. Faßt den Forschungsstand von 1973 zusammen.

Seiler, Hansjakob

1984 Die Indianersprachen Nordamerikas. Vorlesung Sommersemester 1980. Köln.

Eine Art Vorlesungsskript, manchmal etwas knapp.

Suárez, Jorge A.

1983 The Mesoamerican Indian languages. Cambridge: Cambridge University Press.

Das Standardwerk zu Mittelamerika.

Dr. Jan Henrik Holst, ein Kritiker der Rechtschreibreform, forscht und veröffentlicht zu Sprachen aus aller Welt. Außerdem unterrichtet er Sprachwissenschaft und hält Vorträge. In seiner Tätigkeit nimmt auch immer wieder Nordamerika einen Platz ein.

Homepage: <http://www.janhenrikholst.de>

Anzeigen:**Benin – 600 Jahre höfische Kunst aus Nigeria****Ethnologisches Museum**

Lansstr. 8
14195 Berlin

8. 2. – 25.5.2008

Di. – Fr. 10–18

Sa./So. 11–18

Eintritt: 8,-/4,-

www.smb.museum

Figurengruppe Bronze
Foto: Dietrich Graf

Eine Ausstellung des Ethnologischen Museums – Staatliche Museen zu Berlin in Zusammenarbeit mit dem Museum für Völkerkunde Wien, der National Commission for Museums and Monuments, Nigeria, dem musée du quai Branly, Paris und The Art Institute of Chicago

Das Ethnologische Museum Berlin besitzt die weltweit größte Sammlung von Werken höfischer Kunst aus dem Königreich Benin im heutigen Nigeria. Dank der Zusammenarbeit mit insgesamt 23 internationalen Leihgebern gelingt es mit der Ausstellung zum ersten Mal, eine repräsentative Auswahl von über 320 Meisterwerken aus Benin, die infolge der britischen Kolonialeroberung 1897 weltweit zerstreut wurden, zu vereinen. Die Stücke können nun erstmalig im Kontext zusammengehöriger Ensembles gezeigt und nach dem neuesten Forschungsstand interpretiert werden.

Abbildung:

Nigeria; Benin (Königreich)

Schmidt 1898

H.: 58cm, 39,6 Kg

Inv.-Nr.: III C 8165

Linden-Museum Stuttgart

Staatliches Museum für Völkerkunde
Hegelplatz 1
70174 Stuttgart
Tel. 0711.2022-3
www.lindenmuseum.de

Besuchen Sie unsere neu gestalteten Dauerausstellungen:

Lateinamerika – Amazonien und der zentrale Andenraum

Nordamerika – Expeditionen zu Indianern Nordamerikas und Inuit

Grönland-Inuit: Leben am Rande der Welt

Fotografien von Markus Bühler-Rasom und
Exponate aus der Sammlung des Linden-Museums Stuttgart
17. Mai bis 2008 – 21. September 2008

500 INDIANERBIOGRAFIEN NORDAMERIKAS

Rudolf Oeser

Pb 17x22 cm, 388 Seiten,
über 100 Abbildungen
BoD, Norderstedt, 2005

ISBN 3-8334-4070-8
Ladenpreis 32,00 €

Fruchtbarkeit? Erotik? Sex? im Alten Amerika

Robert Fin Steinle

Zahlreiche archäologische Funde aus dem alten Amerika sind dem Thema "Fruchtbarkeit" gewidmet. Doch in welchem Maße wird der Angehörige unserer heutigen Kultur von eigenen Sichtweisen in der Bewertung und Meinungsbildung beeinflusst? Wie haben sich die eingeborenen Amerikaner über abstrakte Fruchtbarkeitsvorstellungen hinaus zu Erotik und Sexualität positioniert?

Many archaeological finds are devoted to the "fertility" theme. But to what degree is a member of our present culture influenced by his or her own views in making this assessment and opinion? How have the native Americans positioned themselves over and above an abstract concept of fertility toward the erotic and sexual?

Numerosos hallazgos arqueológicos de la antigua América han sido dedicados al tema "Fertilidad". ¿Pero en que modo las parientes de la cultura de hoy han influido de las perspectivas propias en la evaluación y formación de opinión? ¿Cual es la posición de las indígenas al erotismo y sexualidad a fuera de imaginación abstracta de fertilidad?

Eine große Anzahl archäologischer Funde sowie einiges Bildmaterial aus Altamerika scheinen diesen Themenkomplexen zuordenbar. Doch zu welchem Kontext gehören sie hier genau? Stellt man sich als Angehöriger unserer Kultur diese Frage, ist man nicht unbeeinflusst von der eigenen anerzogenen Zugangsweise zu dieser Materie. Genau deswegen sollte man, der Seriosität halber, den eigenen Standort zunächst kritisch ausleuchten, bevor die geistige Reise zu einigen Kunst-Stücken der alten "Neuen Welt" geht.

Menschliche Nacktheit war und ist zum Großteil heute noch für uns Europäer ein körperlicher Ausnahmezustand, der zum Vorzeigen nicht vorgesehen ist. Der oder die Ausgezogene, so heißt es, wirkt anzüglich, verstößt gegen die guten Sitten, sollte sich schämen. Daraus folgt: Eine sich in der Öffentlichkeit unbedeckt präsentierende Person tut dies ohne Scham, ist also schamlos. Ein schamlos handelnder Mensch wird aber als verantwortungslos, ja böse eingestuft, verachtet.

"Nackt wie von Gott geschaffen" ist andererseits ein gängiger Ausspruch in derselben Kultur. In ihm tritt das Nacktsein auf als natürlicher Urzustand, gottgewollte Fügung – ein Zustand also des ursprünglich Guten. Ein von menschlicher Bosheit noch gänzlich unbelasteter Naturzustand.

Ob eines solchen Dilemmas drängt sich die Frage auf: Was ist verantwortlich dafür, dass derselbe Zustand in ein und derselben Kultur völlig konträr bewertet wird?

Schnell lässt sich in den Strukturen der abendländischen Zivilisation christlicher Prägung eine einigermaßen einleuchtende Antwort finden. Die unverhüllte Darstellung des Menschen als Neugeborenem bis hin zum noch nicht geschlechtsreifen Kind ist in der Bildsprache unserer sakralen Kunst als Metapher reichlich vorhanden. Niemand, nicht der gestrengste Sittenhüter, wird sich beim Anblick der gerade in katholischen Barockkirchen in großer Zahl vertretenen "Putti" etwas Böses denken. Auch das häufig vor-

kommende Sujet der das Christuskind nährenden Mutter – lateinisch bekannt als "Maria lactans" – ruft durch Entblößung keine Entrüstung hervor.

Sieht man sich aber in derselben wie vorher angenommenen Kirche weiter um, wird der Blick höchstwahrscheinlich auf Darstellungen treffen, in denen, von Dämonen umringt und Teufeln gejagt, nackte Menschen in der Hölle schmachten. Die Nacktheit dieser Personen ist zweifellos mit Makel behaftet. Sie ist jetzt Allegorie für ruchloses Treiben zu Lebzeiten. Aller möglicher Sünden haben sich die geplagten Nackten schuldig gemacht – sicherlich auch eines zu üppig genossenen Geschlechtslebens. Wer nackt herumspringt, steht schnell im Verdacht, "es" gerade getan zu haben. Letzteres hat meist weniger mit beweisbaren Tatsachen zu tun, als vielmehr mit der Vorstellung, die sich der Betrachter der nackten Zeitgenossen von deren Tun und Treiben macht. Denn Nacktheit wird, dies sei hier behauptet, in der europäischen Geistesgeschichte nahezu immer als aktiver Zustand angesehen.

Und wer nackt ist, ist erotisch?

Damit sind wir bei einem wichtigen Zusammenhang angelangt: Enthüllung bis hin zur Nacktheit sendet offensichtlich Signale der Erotik aus. Auf der Suche nach einer Erklärung dieses Begriffes führt der Blick zur Wiege unserer vom Humanismus geprägten Kultur – und damit über das Wörterbuch des Altgriechischen. "Eros", so wird man dort belehrt, bedeutet unter anderem Liebesehnsucht, geschlechtliche Liebe, Lust, Wollust und Verlangen. Doch Herr Eros ist auch personifizierter Vertreter des Götterhimmels. Der Sohn der Liebesgöttin Aphrodite und des Kriegsgottes Ares, zudem Enkel des Zeus, gilt im Sinne des klassischen Griechenland als "Schöpfer alles Schönen im Leben, von Kunst und Wissenschaft". Die Liebe selbst wird sogar als "Erweckerin höheren Strebens" gepriesen. So ist leicht zu verstehen, dass das Athen der klassischen Blütezeit an seinen öffentlichen



Straßen und Plätzen vor in Stein gehauenen Männerkörpern überbietet. An Kreuzungen findet sich des öfteren eine Statue des Gottes Hermes mit übertrieben groß dargestelltem Phallus, der Übel und Unheil abwehrend entgegenstehen soll. Diese sogenannte apotropäische Wirkung kommt von der Assoziation mit der Wirkung des Phallus als Spender der Fruchtbarkeit, wobei letztere mit dem Guten schlechthin gleichgesetzt wird.¹⁾

Den Zusammenhang mit der göttlichen Sphäre verdeutlichen die Wurzeln des bis in unsere Tage häufig verwendeten Begriffes "Enthusiasmus", zu deutsch die "Ergriffenheit von der Gottheit". In diesem Zusammenhang spielt Dionysos, griechischer Gott unter anderem des Weines, die Hauptrolle. Nach ausreichendem Rebensaftkonsum ist er es, der dem angeregten Menschen die Lust auf sexuelle Vereinigung eingibt. Deshalb finden sich die meisten Darstellungen erotisch-sexuellen Inhalts auch auf Trinkschalen für Wein.²⁾

Im Zuge der Eroberungen Roms kann der griechische Einfluss sich auch in diesem Teil der antiken Welt durchsetzen. Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert trifft man in der Stadt am Tiber nicht nur Luxusartikel griechischen Ursprungs an, sondern auch weitläufigere Spuren von kulturellem Einfluss. Ähnlich wie Hermes in Griechenland schützt der aus dem Gefolge des Dionysos stammende Gott Priapus Wege und Zugänge, die er mit seinem übergroßen Glied gleichsam überspannt. Dämonen, Dieben und anderem übelwollenden Volk soll dadurch der Zutritt verwehrt werden. Eine Statue des Gottes schmückt manchen Vorhof eines römischen Hauses. Hier, so die symbolische Aussage, wohnt ein echter Mann, der seine Familie rundum zu beschützen weiß. Priapen, kurze obszöne Epigramme, zieren oft den hölzernen Sockel des nach späteren Maßstäben wenig dezent auftretenden Schutzgottes.³⁾

Fruchtbarkeit, Erotik und Liebeserfüllung: Vergnügen im Dienst der Notwendigkeit?

Wir können folgern: Erotik und Sex haben in der klassischen Antike unserer Kultur hohen Stellenwert. Sie sind aus dem gesellschaftlichen Leben nicht wegzudenken; es wird in Wort, Tat und Kult offen damit umgegangen – soweit wir das aus dem zur Verfügung stehenden Quellenmaterial schließen können. Der Hintergrund für diese Bejahung des Geschlechtstriebes scheint dabei eine uns Heutigen unbekanntere Freude an der Fruchtbarkeit zu sein. Die Praxisreihenfolge Erotik, Sex, Fruchtbarkeit kann im biologischen Sinne als Ursache, Folge und Wirkung begriffen werden. Es lässt sich leicht nachvollziehen, dass im kultischen Zusammenhang die Fruchtbarkeit des Menschen stellvertretend für alle Fruchtbarkeit auf Erden steht und damit die Mechanismen zu ihrer

Anbahnung – Erotik und körperliche Vereinigung – aus dieser Sicht unbedingt gefördert werden müssen. Fruchtbarkeitskulte sind deshalb weltweit verbreitet. Und sie sind dies seit ewigen Zeiten und bei jeder Kultur, soweit wir in deren historische Tiefe hinabblicken können. Die Gründe dafür, dass mehrere Religionsausformungen unserer zeitgenössischen Hochkulturen diese Bereiche an den Rand des Diskussionsfeldes stellen und, wie bereits angedeutet, mit Sanktionen belegen, sind vielfältig. Man wird aber mit einiger Sicherheit behaupten dürfen, dass die voranschreitende ideologische Trennung von Körper und Geist ein Hauptgrund dafür ist. Keine intakte indianische Kultur würde wohl darauf verfallen, diese von jeher zusammengehörende Einheit so zu tranchieren, dass der Mensch in zwei Häufchen zerfällt, deren ursprünglicher Zusammenhalt im Nachhinein frag- bis unglaubwürdig erscheint. Weil aber gerade diese Kulturen von Europa aus meist mit der Etikette "primitiv" versehen werden, kann eine gewisse Zivilisationskritik beim vernünftig-ganzheitlich denkenden Menschen nicht ausbleiben.

Übertragungsschwierigkeiten

Erläuterungen zu unserer heutigen Denk- und Empfindungsweise sind unbedingt nötig, wagt man sich an die Präsentation und fallweise Interpretation von Kunstgegenständen aus dem Alten Amerika heran, die in eben diesem Spannungsfeld der Fruchtbarkeit und ihrer Begleiterscheinungen zu stehen scheinen.

Klärungsbedarf besteht deswegen, weil sonst leicht eine fatale Fehlerquelle übersehen wird: die Gefangenschaft des Blickes – und damit des Urteils – im Kontext der eigenen Kultur und Tradition.

Gerade die als "erotische Darstellungen" bekannten Kunstgegenstände aus dem Alten Amerika, meistens Keramiken von großer Anschaulichkeit und Plastizität, laufen Gefahr, in unseren Breiten in den Verdacht der "Pornographie" zu geraten. Doch dieser Ausdruck selbst ist wie der Schlüssel zu einer Tür, hinter der wir außerhalb unserer eigenen Kultur ins Leere tappen. Denn einerseits kann die Forschung bei den allermeisten hier angesprochenen autochthonen Gruppen vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende immer noch nicht sagen, ob es "pornai" (altgriechisch für "berufsmäßig käufliche Dirnen") bei ihnen überhaupt gibt. Doch selbst wo wir dies annehmen können, ist damit noch nicht geklärt, ob solche Damen hier zur Darstellung gekommen sind. Die "Graphie" nämlich, im wörtlichen Sinne "Schrift", ist genau das, was uns im Kontext Altamerikas fehlt – jedenfalls in Form einer uns geläufigen bezugseindeutigen Silbenschrift. In diese Falle tappt selbst einer der großen und verdienten Pioniere der peruanischen Altkulturforschung, Rafael Larco Hoyle:

"Es ist bis dato sehr schwierig einzuschätzen, warum die Moche von damals pornographische Gefäße in ihre Gräber legten. Diese Funde überraschten uns sehr, zumal wir sie nicht nur in Grabstätten Erwachsener, sondern auch in denen von Kindern und Jugendlichen fanden. (...) Hatten diese Gefäße vielleicht irgendeinen Bezug zur Fruchtbarkeit der Welt? Letzteres scheint inakzeptabel, da sich auf den Fundstücken nicht nur Szenen mit auf natürliche Art vollzogenem Geschlechtsakt finden, sondern auch Obszönitäten auf allerhöchster Stufe der Verderbnis (Onanie, Homosexualität und dergleichen mehr)." ⁴⁾

Doch woher weiß Larco, was sich die Schöpfer dieser Keramiken dabei gedacht haben? Es existiert kein altamerikanischer Geschichtsschreiber, dessen Ausführungen Sinn und Zweck von Steigbügelgefäßen aus der Moche-Kultur (ca. 100 v. Chr. – ca. 800) unmittelbar erschließen. Es finden sich erst recht keine gut erhaltenen Priapen, obszöne Gedichte wie oben erwähnt, die etwa in den Sockel einer Holzfigur aus der Chancay-Zeit (ca. 1000 – ca. 1500) eingeritzt wären. Wenn wir Darstellungen aus diesen Kulturarealen vor uns haben, können wir nicht mit einer Brille auf sie blicken, deren Gläser in unserer Kultur geschliffen wurden und dabei davon ausgehen, eindeutige Ergebnisse vor Augen zu haben.

Wenn auf Tongefäßen Kopulationsstellungen und Geschlechtspraktiken dargestellt sind, die unsere rein auf Fortpflanzung ausgerichtete religiöse Ideologie mit Distanz bis Abscheu betrachtet, kann andererseits in der Schöpferkultur dieser Gegenstände eine magisch-religiöse Handlung zum Ausdruck gebracht sein. Zwar ist die Anzahl der erotischen Techniken, mathematisch gesprochen und auf die Anatomie des Menschen bezogen, endlich. Ihre Bedeutungsmöglichkeiten innerhalb verschiedener Kulturen sind jedoch immer wieder neu und anders – und daher als zahllos anzunehmen. Das bedeutet: Für jede von uns als Kunstgegenstand angesehene Darstellung, die nach unserem Ermessen erotisch-sexuellen bzw. fruchtbarkeitskultischen Kontext aufweist, kann diese Zuteilung zutreffen; sie muss es aber nicht.

Hat man Einblick in die Hintergründe der verschiedenartigen Kulturen, weiß man beispielsweise, dass der alttestamentarische Viehzüchter Onan seinen Samen nutzlos zu Boden fallen läßt; ist ein altamerikanischer Bodenbauer bei der gleichen Handlung abgebildet, sollte man sich fragen, ob hier nicht gerade der Nutzen für die Fruchtbarkeit des Bodens gemeint sein könnte.

Von der unterstellten Pornographie zur "positiven" Primitivität

Von der europäisch-kunsthistorischen Warte aus betrachtet, findet man bei den "erotischen" Manifestationen aus Alt-Amerika nicht selten eine Schönheit, Ausdrucksstärke und Unmittelbarkeit, wie sie

europäische Maler und Bildhauer zu erreichen suchen, indem sie Vorbilder aus zu ihrer Zeit sogenannten primitiven Kulturen nachahmen. Anfang des 20. Jahrhunderts ist die Auseinandersetzung einzelner Künstler mit diesem exotisch wirkenden Bezug so intensiv, dass der Maler Paul Klee im Tagebuch von 1909 die für seine Zeit anstößige Erkenntnis vermerkt, man müsse "Primitivität als letzte professionelle Erkenntnis, also das Gegenteil von wirklicher Primitivität" ansehen.

Mitglieder der in Dresden gegründeten "Künstlergruppe Brücke" besuchen das ethnographische Museum und sind verblüfft vom archaischen Formenreichtum an Plastik und Holzschnitzerei der außereuropäischen Kulturen. ⁵⁾ Die Hingezogenheit zu einer Art von Ur-Form ist aber bei weitem kein Phänomen, das sich auf eine Gruppe von deutschen Künstlern beschränkt. Ein Blick nach Frankreich beweist das. 1907 vollendet dort ein gerade zu Bekanntheit gelangender Maler aus Málaga ein großformatiges Ölgemälde mit dem Titel "Les Demoiselles d'Avignon/Die Mädchen von Avignon". Was heute als ein Schlüsselwerk der Moderne gilt, bringt dem in Paris schaffenden Pablo Picasso zunächst das Unverständnis seiner Zeitgenossen ein. Doch er selbst fühlt, eine neue Bildsprache gefunden zu haben. Sie ist Ergebnis seiner intensiven Auseinandersetzung mit Figuren aus Übersee, von denen er sich spontan eine kleine Sammlung zugelegt hat. ⁶⁾

Die Zeit gibt Picasso Recht. Zur wesentlichen Inspirationsquelle seines Ateliers geworden, bleibt der positiv stimulierende Einfluß ethnographischer Kunst bis in das Spätwerk erhalten und wird damit für die vielen Liebhaber seiner Kunst zum Status quo der europäischen Moderne.

Zum Kontext von Kunst und Erotik äußert der Meister übrigens eine seiner Autorität angemessene sehr eigene Meinung:

"Kunst ist niemals keusch, man müsste sie von allen unschuldigen Ignoranten fernhalten. Leute, die nicht genügend auf sie vorbereitet sind, dürfte man niemals an sie heranlassen. Ja, Kunst ist gefährlich. Wenn sie keusch ist, ist sie keine Kunst." ⁷⁾

Was der Maler Paul Klee mit seiner enthusiastischen Aussage zur "Primitivität" als Befreiung von Maniertheit und Verschnörkelungssucht gemeint haben wird, erzeugt im altamerikanischen Kunstkontext eine ganz eigene Art von Spannung zwischen Objekt und heutigem Betrachter. Auf dessen Sinne wirkt die klare, eindeutige Formgebung durch ihre Geradlinigkeit meist sehr direkt. Und manchmal, wenn es um Darstellungen nackter oder sexuell aktiver Menschen aus Altamerika geht, durchaus "indiskret".

Chronisten und Propagandisten

Um über die Einstellung zum Geschlechtlichen der altamerikanischen Kulturen Informationen sammeln zu



können, ist man zunächst auf Ergebnisse einer Personengruppe angewiesen, welche die tatsächliche historische Wahrheit fast nie unverfärbt von der eigenen Weltsicht aufnimmt und wiedergibt. Gemeint sind die frühen spanischen Geschichtsschreiber und Reisenden. Von ihnen, die meist in direkter Begleitung oder unmittelbarer Nachfolge der spanischen Eroberer, Konquistadoren genannt, durch die "Neue Welt" unterwegs sind, stammen die ersten Nachrichten über Sitten und Gebräuche des zu ihren Lebzeiten unter dem Einfluss ihrer Landsleute sich wandelnden Altamerika. Doch ist erhöhte Vorsicht geboten. Als "chaotisches Durcheinander politischer, ökonomischer, sozialer, militärischer, religiöser, anekdotischer, wissenschaftlicher Nachweise – im allgemeinen mangelhaft dargestellt, mitunter widersprüchlich, selten unparteiisch" hat ihre Berichte der Amerikanist Ferdinand Anders einmal wenig schmeichelhaft, dafür aber mit dem sicheren Urteilsvermögen des souverän gebildeten Ethno-Historikers höchst treffend bezeichnet.

Weitere Hinweise steuern die indianischen "Hinterlassenschaften" selbst bei. Allerdings gibt es auch hier Fehlerquellen. Denn zum einen sind nur wenige Bilderhandschriften von den relativ spät auftretenden Kulturen der Azteken, Mixteken und Maya erhalten. Zu Zeiten der Konquista halten solche auf stuckiertem Feigenbastpapier gemalten Kunstwerke dem religiös missionarischen Eifer der spanischen Geistlichen und deren sonstiger, höflich ausgedrückt, Beschränktheit, zum Großteil nicht stand. Verbrennung und Zerstörung ist das Schicksal dieser einzigartigen Dinge – wie so oft, wenn Menschen im Gefühl hochkultureller Erhabenheit eiligst den Stab über das sogenannte Primitive und Heidnische brechen.

Zum anderen werden die Inhalte der erhalten gebliebenen Codices, wie die Bilderhandschriften auch genannt werden, im 20. Jahrhundert lange Zeit zum Terrain abenteuerlicher Interpretationsversuche für die aufblühende Wissenschaft der Altamerikanistik bzw. Mexikanistik und Mayaforschung. Ihre eigentliche Bedeutung, meist historischer und ritualekalenderlicher Natur, bleibt lange verborgen, während von den Studierstuben des fernen Europa aus gerne Standards gesetzt werden, die sich mehr an dem orientieren, was in den benachbarten Altertumswissenschaften gerade "en vogue" ist, als an der amerikanisch-indianischen Realität selbst. Vom Anfang des Jahrhunderts bis in die frühen 1980er Jahre kommt es zu einer Inflation "wissenschaftlicher" Deutungen der Codices als ausschließlich zu astronomischen Zwecken dienender Nachschlagewerke esoterischer Priesterfürsten, wobei meist "sachkundige" Dechiffrierung erfährt, was vorher phantasievoll hineinmethodisiert wird. Und das, obwohl es im indigenen Amerika noch vielfach ungebrochene Traditionsstränge gibt, die auf dem Weg

ethnologischer Feldforschung aufzuzeichnen und als sinnvolle Interpretationsvorlagen zu verwenden wären.⁸⁾

Über die Inka nach Alt-Peru

Zunächst jedoch soll ein Fenster zu einem benachbarten Kulturareal geöffnet werden. Um uns den alten Kulturen Perus nähern zu können, müssen wir den Weg über jene wählen, die unter der Bezeichnung "Inka", dem Namen ihrer Herrscherdynastie, in die Geschichte eingegangen ist.

Nachdem eine wie auch immer zu bewertende Kontaktnahme zwischen dem von Panama her kommenden Eroberer Francisco Pizarro und dem in einen Bruderkwitz verstrickten Anwärter auf das Herrscheramt der Inka, Atahualpa, 1533 für letzteren tödlich geendet hat, wird das Land spanisches Vizekönigreich und damit zum Ort einer aufkeimenden Hybridkultur. Der Name Peru, nach einem Quechua-Wort etwa "Ort des Überflusses" bedeutend, wird aus Sicht der erobernden Spanier gleichgesetzt mit dem Land der Inka. Ein aus Peru stammender Chronist weist darauf hin, dass die Inka selbst einen ganz anderen Namen dafür hätten: "Tauantinsuyo, was soviel heißt wie: die vier Teile der Welt".

Garcilaso de la Vega el Inca (1539–1616) ist ein Mestize von höchster Geburt. Seine Eltern, der Konquistador Garcilaso de la Vega und die Inkaprinzessin Isabel Chimpu Ocllo, lassen ihn zunächst in inkaischem Ambiente aufwachsen, wobei er gleichzeitig eine spanische Erziehung erhält. Nach dem Tod des Vaters geht er als etwa Zwanzigjähriger nach Spanien in der Hoffnung, Anerkennung am dortigen Hof zu finden. Als eine freundliche Aufnahme jedoch ausbleibt, zieht er sich nach Córdoba zurück, um sich unter anderem der Schriftstellerei zu widmen. Seine "Comentarios reales" sind ein ideologischer Diskurs, der die Macht der Inka zu festigen oder wiederherzustellen versucht. Mit diesem Ziel zeichnet Garcilaso das Bild vom unkultivierten indianischen Vorläufer, das als Gegenüberstellung zum Bild des kultivierten Inka dessen zivilisatorischen Wert betont. Was vermieden werden soll, ist die Verwechslung zweier Zeitalter. Alles, was vor den Inka war, wird zu einem Berg getürmt und negativ belegt. Mit dem Einsetzen der Inka-Herrschaft beginnt das zweite und positiv-züchtig konnotierte Zeitalter Perus. Bei dieser Einteilung, so der Chronist, sei es auch wichtig, "die Gebräuche und die Götter der einen nicht den anderen zuzuschreiben"⁹⁾. Es wird die Behauptung aufgestellt, in der Nachfolgekultur habe sich von den Vorläuferkulturen nicht die geringste Spur erhalten. Ein solches Konstrukt ist zwar absurd, erfreut sich aber großer Beliebtheit, solange es auf politisch fruchtbaren Boden fällt. An dessen Beschaffenheit hat sich bis heute wenig geändert.

Gespiegelte Wahrheit

Garcilaso bekennt, nicht alles mit eigenen Augen gesehen zu haben, worüber er berichtet. Lange Passagen zitiert er aus den Werken von José de Acosta, Blas Valera, Pedro de Cieza de León, Francisco López de Gomara, Agustín de Zarate und anderen.¹⁰⁾ Durch eine derartige Quellenumleitung dürfte er auch zu folgenden Informationen über das geschlechtliche Gebaren von nicht näher bezeichneten Vorläufern der Inka gelangt sein:

"Viele Nationen kamen zum Geschlechtsverkehr zusammen wie Tiere, ohne eine eigene Frau zu kennen, sondern wie sie gerade durch Zufall aufeinander trafen, und andere heirateten untereinander nach Lust und Laune, ohne dabei eine Ausnahme bei Schwestern, Töchtern und nicht einmal Müttern zu machen. (...) In anderen Provinzen war es den jungen Mädchen erlaubt und obendrein rühmlich, sich möglichst unehrenhaft und verlottert aufzuführen, und die Zügellosesten wurden mit Sicherheit geheiratet. Unter diesen Indianern galt es gerade als höchstes Qualitätsmerkmal, wenn man eine solche Vergangenheit aufzuweisen hatte."¹¹⁾

In moderne Terminologie übersetzt, greift Garcilaso also die Problematik der Promiskuität, des Inzesttabus und der sexuellen Initiation auf.

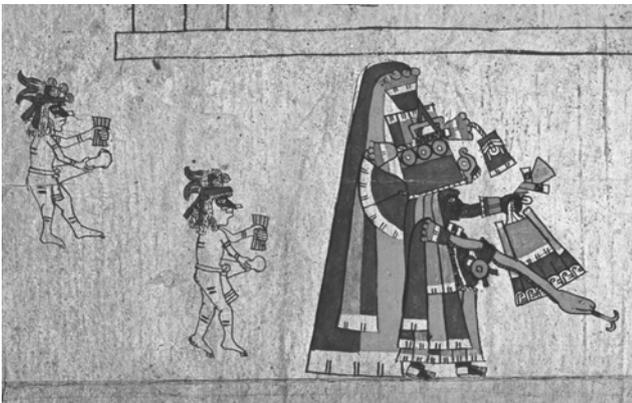


Abb. 1: Phallustänzer: Detail aus dem aztekischen Codex Borbonicus. Ein Priester der Regengottheiten schreitet mit blauer Schlange und einem Beutel voller Maiskörner in den Händen einher. Tänzer mit Insignien des Gottes Mixcoatl, "Wolkenschlange", folgen ihm. Sie haben große künstliche Phalli umgebunden, die sie umfassen. Eine auf spanisch hinzugefügte Glosse bezeichnet diese beiden und sechs weitere als "papas putos que no salían del templo" (=homosexuelle Priester, die den Tempelbezirk niemals verließen).

Das Ochpaniztli, "Besenfest", in dessen Rahmen die Szene spielt, findet zu Ehren von Xilonen, der Schutzherrin des jungen Maises statt (vgl. Anders u.a. 1991).

(Bibliothèque de l'Assemblée Nationale Française, Paris. Faksimile der ADEVA-Graz.)



Abb. 2: Homosexuelles Paar. Um 100 n. Chr., Recuay, Peru. Gebrannter Ton und Farbe. Höhe ca. 17,5 cm. Privatsammlung. (Verlag Josef Röhl, Dettelbach)

Die erotische Keramik der Moche im Alten Peru

"Die Sprache der Mochica ist ihre Keramik". Als dieser weithin zutreffende Satz in dem Pionierwerk "Peru: Incidents of Travel and Exploration in the Land of the Incas" 1877 gedruckt ist, lebt sein Autor Ephraim George Squier (1821-1888) bereits in einer Anstalt für Geisteskranke in Brooklyn/New York. Doch dieser Spätzustand des Landvermessers, Diplomaten und Archäologen lässt keinesfalls Rückschlüsse auf die Qualität seiner Arbeiten zu – vielmehr scheint er die Folge einer lebenslangen Überanstrengung.

Squiers Pionierarbeit bedeutet einen wesentlichen Impuls für die im 20. Jahrhundert intensiviert und systematisierte archäologische Erforschung der Moche, Chimú und anderer alperuanischer Kulturen. Von europäischer Seite trägt der eidgenössische Südamerikaforscher Johann Jakob von Tschudi (1818-1889) nachhaltig zu archäologischem Engagement in derselben Richtung bei.

Meist gibt es keine Informationen zu den ursprünglich autochthonen Bezeichnungen dieser seit Hunderten oder gar Tausenden von Jahren nur noch in Form von zufällig entdeckten Ruinenstädten oder Grabanlagen existierenden Relikte vergangener Völker. Deshalb werden ihre neuen Namen nach Siedlungen, Tälern oder sonstigen geographischen Gegebenheiten gewählt, in deren näherem Umfeld sie sich befinden.

Das am besten für eine zeitliche Einordnung heranziehbar Material tritt gleichzeitig am häufigsten auf. Keramiken, Kleinodien aus gebranntem Ton in schier unbeschränkter Formen- und Farbenvielfalt werden aus Grabkammern ans Licht geholt. Forscher

wie Max Uhle (1856-1944) und der bereits genannte Rafael Larco Hoyle (1901-1966) – um hier nur wenige Stellvertreter zu nennen – kommen zu der Ansicht, dass dort, wo Keramiken des Alten Amerika gefunden werden, Abbilder von Kosmos, Glaube, Ritualität und Alltag ihrer kunstreichen Hersteller buchstäblich auf der Hand liegen.

Groß ist die Verblüffung, wenn die ans Tageslicht gebrachten Keramiken Darstellungen erotischer Natur enthalten. "Würden diese Gefäße vielleicht deponiert, damit dem Verstorbenen diese verbotenen Freuden im Jenseits zur Verfügung stünden?", fragt sich ein ratloser Larco Hoyle.¹²⁾ Ein scheinbar sinnvoller Ansatz, allerdings kann heute niemand mit Bestimmtheit sagen, ob in der Kultur der Moche und anderen solche Freuden überhaupt mit Einschränkungen oder Verboten belegt gewesen sind. Offenbar verengt hier eine Auffassung aus der eigenen Tradition den Horizont.

Viele der gefundenen Moche-Keramiken zeigen analen Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau. Weil diese Art der Zusammenkunft die Fortpflanzung des Menschen nicht unterstützt, existiert dafür in der christlichen Tradition die Bezeichnung "contra naturam", widernatürlich. Ein im Beisein von Kleinkindern dargestellter Analverkehr wird als Praxis zur Empfängnisverhütung gedeutet.



Abb. 3: Analverkehr mit schwangerer Frau. Um 500 n. Chr., Moche, Peru. Gebrannter Ton. Länge ca. 15 cm. Privatsammlung. (Verlag Josef Röll, Dettelbach)

Gleichzeitig wird das Fehlen eines Blickkontaktes kopulierender Paare untereinander bemängelt sowie die nicht vorhandene Andeutung einer emotionalen Beziehung zwischen den Liebenden und weiterhin, dass "ihr Blick ins Leere zu gehen scheint"¹³⁾. Andererseits sind gerade von den Moche und ihnen nahe stehenden Kulturen wie z.B. Vicús Kunstwerke bekannt, die sehr wohl mit naturalistisch-emotionalem Augenausdruck gefertigt sind.

Genau der vermeintliche Blick ins Leere ist es, der den Sinn des ethnologisch geschulten Betrachters zu weiterer Überlegung anregt und Anlass ist, eine vorerst spekulative Theorie zu wagen.

Es ist mit großer Sicherheit anzunehmen, dass alte Kulturen wie die Moche um den Zusammenhang zwischen Befruchtung und Empfängnis im biologischen Sinne wissen. Neuere Untersuchungen kommen aufgrund der Interpretation von in Ensembles gut erhaltenen archäologischen Funden immer einhelliger zu der Überzeugung, dass die als Grabbeigaben hergestellten Dinge mit Ritualen und ausgedehnten Opferhandlungen in Verbindung stehen.¹⁴⁾ Von der Ansicht, die gesamte Realität der betreffenden Kulturen sei hier gleichsam "eins zu eins" umgesetzt, distanziert man sich immer mehr.

Für das Herbeiwünschen der Fruchtbarkeit der Felder und Weidetiere sind weltweit Fruchtbarkeitszeremonien bekannt. Eine solche Zeremonie bedeutet in inhaltlicher Kurzform: Der Mensch versucht, bei wie immer gearteten höheren Wesen eine Art Versicherung für die Fruchtbarkeit, für das Gedeihen von Nutzpflanze und Nutztier zu erlangen, oder, um einen durchaus angebrachten religiösen Terminus zu gebrauchen, zu erbeten. In ein Schema von Ursache und Wirkung übersetzt, bedeutet Aussaat plus günstige natürliche Umstände gleich nützliche Pflanze im Ergebnis. Der Faktor "günstige natürliche Umstände" stellt sich aber nach dem Weltbild aller uns bis jetzt bekannten altamerikanischen Gesellschaften nicht von alleine ein. Das In-Kontakt-Treten mit einer Fruchtbarkeit gewährenden Gottheit ist dazu unverzichtbar.

Blick ins Leere – Blick in die andere Welt?

Von vielen autochthonen Kulturen ist überliefert, dass nach ihrem Glauben der Geburt eines Menschen das Eindringen eines Geist-Wesens in den Mutterleib vorausgehen muss.¹⁵⁾ Dieses Wesen entstammt einer Sphäre, die außerhalb der sogenannten sinnlich fassbaren Welt liegt.

Wenn wir mit diesem Vorwissen zu den erotischen Darstellungen mit "Blick ins Leere" zurückkehren, sehen wir ihn meist in eine Richtung fixiert, als ob die dargestellten Menschen jeweils einen bestimmten Punkt anpeilten – der nicht in "dieser Welt" zu liegen scheint. Möglicherweise ist der Blick ins Leere eigentlich ein Blick in den sehr wohl mit Göttern und Geistern erfüllten Raum, der sich weiter drüben, jenseits der Welt der lebenden Menschen befindet. Falls dem so ist, wäre dieser Blick als das In-Kontakt-Treten mit der Gottheit zu verstehen, wodurch die Vereinigung erst fruchtbar werden kann. Wenn dies zutrifft, wären die von uns sogenannten erotischen Keramiken als Ausdruck eines Weltbildes zu interpretieren, das den biologisch-libidinös motivierten Zeugungsakt sowohl räumlich wie zeitlich auf dieselbe Ebene mit der göttlichen Schöpfung bringt und ihm damit ganz selbstverständlich magisch-religiösen Inhalt zuspricht. Wollte man dieses Phänomen vorsichtig in klassisches Vokabular umsetzen, könnte man so

formulieren: Das emotionale Außer-Sich-Stehen (=Ekstase) des Menschen beim Geschlechtsakt läßt seinen Geist zielgerichtet in die Gefilde der Götter schweifen. Die Folge ist Ergriffenheit von dieser Sphäre (=Enthusiasmus), wodurch erst die göttliche Beigabe gesichert und Fruchtbarkeit ermöglicht wird.

Unter diesem Aspekt ist es nicht verwunderlich, dass erotische Darstellungen auch aus Grabstätten von Kindern geborgen werden. Denn sie sind damit als eine Gabe zu verstehen, mit der die Hinterbliebenen eines Toten – gleich ob eines natürlichen Todes gestorben, geopfert, im (rituellen) Kampf gefallen etc., zum Ausdruck bringen, dass sie Leben aus einer "anderen" Sphäre zu erwarten gewohnt sind. Und diese schließt die Welt der Toten mit ein.

Zum Ahnen geboren werden

In diesem Zusammenhang ist auf einen Umstand hinzuweisen, dessen oft selbstverständliches Übergehen im Zusammenhang mit Grabbeigaben zu Fehlinterpretationen führen muss. Im gesamten bekannten Kulturkontext von Meso- und Südamerika, egal ob archäologisch oder ethnologisch definiert, sind verstorbene Menschen nicht einfach tot, sondern leben ein anderes Leben, indem sie zu Ahnen werden. Berührungspunkte zwischen ihrer Welt und der Welt der Lebenden bleiben erhalten. Allerdings geht der Prozess der Ahnenwerdung nicht ohne weiteres und von alleine vor sich. Rituale sind notwendig, um verstorbene Angehörige in den Status von Ahnen zu versetzen. Das unmittelbar nach dem Tode stattfindende ist das Begräbnis selbst. Im Andenraum – wie auch in anderen Kulturarealen – spielen dabei die Frauen eine große Rolle. In diesem Sinne kann man die Wechselwirkung zwischen dem Ahnen und dem Lebenden als dynamisches Lebenskonzept begreifen, das auf einer Linie mit der Geburt des Menschen liegt: Die Frau gibt Leben durch die Geburt, sie lässt Leben heranwachsen durch die Pflege und Nahrung, die sie dem Kind gibt. Doch auch noch am Grab eines Verstorbenen ist sie als Lebensspenderin tätig, indem sie ihn durch die aktive Teilnahme an seiner Begräbniszeremonie zu einem neuen Wesen in einer anderen Welt werden lässt.

Im Alten Amerika gibt es genausowenig wie in den rezenten, bis in neuere Zeit noch funktionierenden indigenen Kulturen eine direkte Trennung zwischen Leben und Tod. Diese Bereiche überschneiden sich vielmehr oft. Sogar in der neueren lateinamerikanischen Literatur der letzten Jahrzehnte spiegelt sich diese Tatsache im erfolgreichen "Magischen Realismus" von Autoren wie Juan Rulfo, Carlos Fuentes, Gabriel García Márquez und anderen. In den Werken dieser Schriftsteller betreten ganz selbstverständlich immer wieder Verstorbene das Ambiente der Menschen und geben Rat oder nehmen Anteil an deren Bewältigung des Lebens.

Die pflegliche Behandlung der in die göttliche Sphäre abgedrifteten Ahnen ist Voraussetzung für ihre freundlich-positive Einstellung den Lebenden gegenüber. Ein Ahnenverehrkult, der sich sogar durch die wiederholte Neueinkleidung in Höhlen bestatteter Mumien äußert, ist eine der logischen Konsequenzen aus diesem Denken. Von dem indianischen Geschichtsschreiber Felipe Guaman Poma de Ayala (1534?-1615?) haben wir eine sehr genaue Abbildung wie Beschreibung einer Festtagsprozession mit dem Mumienbündel eines offensichtlich im Leben wie im Tod gesellschaftlich hochgestellten Ahnen.



Abb. 4: Guaman Poma: Prozession mit einem Mumienbündel im November. In diesem Monat war es bei den Inka angeblich Brauch, die Ahnen aus den Grabgewölben herauszuholen, ihnen Speisen und Getränke hinzustellen, sie in beste Gewänder zu kleiden und ihre Häupter mit Federn zu schmücken. Nach einem Umzug von Haus zu Haus wurden sie wieder beigesetzt. Der Chronist bemerkt, die reichhaltigen Grabbeigaben aus Gold und Ton machten "diese Zeremonien extrem teuer". Felipe Guaman Poma de Ayala, "El primer nueva corónica y buen gobierno", Lima 1615/16. (Königliche Bibliothek, Kopenhagen)

Richard Pietschmann, Direktor der Universitätsbibliothek Göttingen, entdeckt Guaman Pomas beinahe 1200 Seiten langes Manuskript mit dem Titel "El primer nueva corónica y buen gobierno" 1908 in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen. Auf bis heute

noch nicht genau zu rekonstruierenden Wegen war es in die Büchersammlung gelangt, wo es dem Vergessen anheimfiel. Der Text verrät in Stil und Satzbau nicht die Handschrift eines hochgebildeten Gelehrten. Doch obwohl die zahlreichen Abbildungen dem Ästhetizismus europäischer Kunstauffassung lange nicht genügen können, scheinen sie zumindest in vielen Details ein weitgehend zutreffendes Abbild aus Alltag und Ritual zu bieten.

Landlords im Untergrund

Auf einen großen Komplex nackt bzw. geschlechtsbetont dargestellter Frauen und Männer stoßen wir, wenn wir uns auf den Spuren des schon genannten Juan Rulfo in den Westen Mexikos begeben.

Während eine der Romanfiguren des Schriftstellers, Juan Parecido, den kleinen Ort Comala vornehmlich als heiß wie in der Hölle erlebt, nimmt die Forschung für das Gebiet der heutigen Staaten Jalisco, Colima und Nayarit eine klimatisch günstige Vergangenheit an. Etwa zwischen 300 v. Chr. und 400 n. Chr. leben in diesen Gegenden demnach Bodenbauern, die sich über Generationen an einem reichlich vorhandenen Nahrungsangebot erfreuen können. Dafür sorgen die unterschiedlichen Böden speziell im Gebiet der westlichen Sierra Madre und deren gute Bebaubarkeit durch das abwechselnde Vorhandensein von Vulkanen, den Niederungen großer Seen, Flußtälern und Marschen. Die Wasserwege ermöglichen Handelsbeziehungen zwischen den umliegenden Gruppen; diese sind offenbar auch der Grund für sehr ähnliche Glaubensvorstellungen und Techniken in der Keramikherstellung. Außerdem ist allen diesen benachbarten Kulturen die weithin einzigartige Form der Bestattung in Schachtkammern gemeinsam. Hier werden die Mitglieder einer Abstammungsgruppe neben ihren Ahnen zur Ruhe gebettet, begleitet von ausgefallenen Handelsgütern verschiedenster Art, Speise- und Trankopfern – und nicht zuletzt Kunstwerken aus Keramik.

Augenscheinlich ist es für die Menschen dieser Region von immenser Wichtigkeit, ihre Abstammung und direkte Blutsnachkommenschaft von einem bestimmten Gründerahnen ableiten zu können.¹⁶ Er nämlich ist es in der Vorzeit, der das Land findet, in Besitz nimmt und die ersten Versuche macht, es zu bebauen. Mit der Wahl einer Frau und der Zeugung von Nachkommen begründet er eine Dynastie. In die Hände der nachfolgenden Generationen gehen das Land und dessen Früchte, also die Grundlage für das Weiterbestehen immer neuen Lebens über. Das Eigentum an eben diesem Land verbleibt nach dem Glauben der indianischen Kulturen aber bei ihren Ahnen.

Die toten Gründerahnen West-Mexikos bleiben also präsent. Ihre Grabkammern liegen meist in unmittelbarer Nähe zu den Behausungen ihrer Nachkommen. Durch fortschreitende Verehrung und

ihre Anwesenheit im kollektiven Gedächtnis der nachrückenden Generationen werden sie in die Sphäre des Göttlichen gerückt und zu einer Art unterschwelliger Landlords – beides im Sinne des Wortes.



Abb. 5: Umschlungenes Gründerpaar von hinten. Um 50 v. Chr., Jalisco, West-Mexiko. Gebrannter Ton und Farbe. Höhe ca. 20,5 cm. Privatsammlung. (Verlag Josef Röll, Dettelbach)



Abb. 6: Paar unter der Decke: Detail aus dem aztekischen Codex Borbonicus. Das Paar unter einer Decke findet sich in mehreren Bilderhandschriften und auch als Tondarstellung. (Bibliothèque de l'Assemblée Nationale Française, Paris. Faksimile der ADEVA-Graz.)

In genau diesem Zusammenhang der Ahnenverehrung sind wohl Keramikdarstellungen von Paaren zu sehen, die mit großer Sicherheit als Gründerpaare interpretiert werden dürfen. Der erotische Augenblick, also die innige Umarmung, das Liegen unter einer

Decke vor oder nach der geschlechtlichen Vereinigung oder auch das selbstverständlich vertraute Zusammensitzen zeigt wohl verschiedene Momentaufnahmen, die der Gründung und Erhaltung einer Abstammungslinie vorausgehen oder für die weitere Existenz einer schon vorhandenen sorgen.



Abb. 7: Gebärende Tlazolteotl: Der Codex Borbonicus, ein aztekischer Ritualalmanach, in dem Tlazolteotl als Patronin der 13. Woche auftritt, erklärt eine Fülle ihrer Aspekte auf kleinstem Raum. Von rechts oben tritt ein Kind in ihren Kopf ein. Gleichzeitig gebiert sie eine Tochter, die symbolisch bereits mit Schlingen ausgestattet ist, um selbst „einfangen“, also neue Kinder hervorbringen zu können. Als Symbol für Werden und Vergehen jeglichen Lebens trägt die Göttin als Gewand die Haut einer Geopferten. Ihr Umhang und ihr Schurz sind rot und schwarz, die Symbolfarben für Wärme und Kälte. Ihr üppiger Kopfputz besteht zum Großteil aus roher Baumwolle. Aus ihrem Mund hängt eine lebende Wachtel. Tlazolteotl wird als Verursacherin der fleischlichen Begierde bis hin zur Hurerei gesehen. Sie kann aber gleichzeitig jenen Menschen, die es übertreiben, Absolution zukommen lassen. In Übereinstimmung mit diesen entgegengesetzten Tendenzen und Qualitäten erwartet die in der von Tlazolteotl beschirmten Woche Geborenen folgendes ambivalente Schicksal: Bei guter Erziehung und demütiger Lebensführung werden sie sehr glücklich; schlagen sie aber über die Stränge, harret ihrer ein leidvolles Dasein (vgl. Anders u.a. 1991). (Bibliothèque de l'Assemblée Nationale Française, Paris. Faksimile der ADEVA-Graz.)

Die rein weibliche Ressource der Fruchtbarkeit samt der Macht, eine Abstammungslinie fortzuführen findet durch eine Vielzahl von kunstvoll gefertigten tönernen nackten Frauen Verehrung. Dabei gibt es eine ganze Reihe von Möglichkeiten der Abbildung. Für das europäische Auge ungewöhnlich fallen zunächst die Darstellungen von hochschwangeren Frauen auf. Immer verzichten die Künstler in diesem Kontext auf die naturalistische Ausarbeitung von Händen und Füßen. Es scheinen nämlich ganz und gar nicht die Gliedmaßen zu sein, auf die die Aufmerksamkeit des Betrachters gelenkt werden soll. Wichtig sind vielmehr Brust, schwangerer Bauch und auch der Kopf, von dessen ausgestalteter Frisur und eventuell vorhandenem Schmuck ein kulturzugehöriger Betrachter auf die soziale Stellung der dargestellten Person schließen kann. Auch die Musterung der Körperbemalung ist hierzu aussagekräftig. In einer Reihe mit der Verehrung der Frau als Lebensspenderin stehen die Darstellungen von Frauen mit Säuglingen und kleinen Kindern auf dem Arm. Ähnlich dreidimensionalen Abstammungsurkunden scheint hier dokumentiert, wer für die Erhaltung der Linie gesorgt hat.

Die Abstammung von Frau Mond. Die Hauptrolle der Ix Chel bei den Maya

Wenn man sich von den alten Kulturen West-Mexikos gedanklich in östlicher Richtung bewegt und dabei den Golf von Campeche überquert, begegnet man einer der meistgenannten Kulturen des Alten Amerika. Obwohl es vom oben erwähnten Comala in Jalisco gut 1400 Kilometer Luftlinie nach Campeche sind, stößt man im Land der Maya auf ähnlich klingende Konzepte, was Fruchtbarkeit und Sexualität angeht. Durch eine Quelle aus der frühen Kolonialzeit kommt man an eine Definition von Ix Chel, der Mondgöttin von Fruchtbarkeit, Erotik und Zeugung heran. Sie ist in Monologform abgefasst, als ob Ix Chel selbst zu ihrem Volk spräche:

"Ich bin Frau Mond, geboren um zu herrschen, um meinem Volk ein angemessenes Leben zu ermöglichen. Das tue ich (...) in meiner Rolle als Mutter von allen. Weil ich die Fürsten der Welt gebäre, schenke ich dem Volk die Möglichkeit zu überleben. Ohne mich ist ein Überleben nicht möglich, denn ich bin es, die Sorge trägt für die angemessene Abstammung der Fürsten; und sie sind es, die das Fortbestehen der Gemeinschaften sichern werden. Und wirklich: Als Mond werde ich für Licht sorgen, um die Wege der Menschen zu lenken, die die nächtlichen Himmel durchwandern. (...). Ich bin die Göttin aller Vorgänge des Lebens, der Geburt, der Krankheit, der Hochzeit und des Todes. (...) Bereits als Kind unternahm ich sexuelle Experimente, um für meine Rolle in der Gesellschaft zu lernen. Als ich erwachsen wurde, wurde meine Rolle

klar; ich stellte fest, was mein Volk brauchte, um überleben zu können. (...) Ich bin verheiratet mit Herrn Sonne, doch trotz der ungestümen Beziehung zu ihm bleibe ich die Mutter meines Volkes und bin dabei sogar noch mächtiger als mein Gemahl. (...) Ich lasse mich weiter in Liebesabenteuer mit vielen anderen Göttern ein." ¹⁷⁾

Ix Chels Lehrjahre in Sachen Erotik und wiederholter sexueller Initiation machen deutlich, dass sich diese beiden Erlebnishorizonte auch als Fundament zur Gründung und fortwährenden Festigung einer oligarchischen Gesellschaft verstehen lassen. Liebe die Göttin nicht die Promiskuität auf göttlicher Ebene, könnten nach dieser mythischen Tradition der Maya die Geschlechter der Herrscher nicht fortgeführt und erneuert werden.

Kulturästhetischer Ausblick

Viele Gemeinsamkeiten mit der Maya-Göttin Ix Chel besitzt die Tlazolteotl Mexikos. Beide werden in ihren Ursprungskulturen als eine Art Ur-Mutter bezeichnet. Beide haben, neben anderen Aspekten, eine stärkstens ausgeprägte Liebesfähigkeit – und zwar im geschlechtlichen wie im Sinne der beschützenden Liebe ihren Geschöpfen und Untergebenen gegenüber. Dieses Beispiel könnte durch eine lange Reihe ähnlicher Göttervorstellungen, Ursprungsmythen und praktischer Opferrituale ergänzt werden. Bis hinauf in den Südwesten der heutigen USA finden sich hier Ähnlichkeiten, ja durchaus ganze Kernthemen an Übereinstimmungen. Der kulturell Interessierte kann und soll deshalb die politisch bedingten Grenzzie-

hungen der letzten 500 Jahre getrost vernachlässigen und darf den Blick auf die Verbindungslinien zwischen Kulturarealen werfen, welche die völkerkundliche Museumspraxis durch die pragmatische Spaltung in die Abteilungen Nord- und Südamerika verwischt.

Bei den Bodenbauerkulturen Mesoamerikas, in deren präkolumbischer Vergangenheit der Mais die zentrale Rolle unter allen Nutzpflanzen einnimmt, gestaltet der Mensch notwendigerweise ähnliche geistige Konzepte, durch die er die Natur kategorisieren kann.

Religion, so unser europäischer Sammelbegriff dieser Konzepte, dient dem in die Natur hineingeworfenen Menschen in erster Linie dazu, die Angst vor der ihn umgebenden und ihm keineswegs immer wohlgesonnenen Schöpfung zu dämpfen. Wenn beispielsweise Blitz, Donner und Regen niemals personalisiert werden, hat der Mensch keine Chance, sich an ein Gegenüber zu wenden, das er um maßvolles Handeln in seinem Sinne bitten kann. Unentbehrliche Hilfsdienste zur Ausübung seiner Religion und des Kultes leisten ihm in großem Umfang jene Dinge, die wir heute aus unserer Warte mit einigem Recht als Kunstgegenstände betrachten. Es hat aber nur Sinn, sich einer anderskulturellen Kunstform zu verschreiben, wenn man auch bereit ist, die Philosophie, den Glauben und das Wissen um die Welt jener anderen Kultur näher und respektvoll anzusehen. Dann wird diese Kunst uns energiegeladen gegenüber treten und wir werden ihre Ästhetik begreifen. Ästhetik heißt übrigens Wahrnehmung mit den Sinnen UND dem Geist.

Ausgewählte Literatur

Anders, Ferdinand und Federico Kauffmann-Doig (Hg.)

1984 Peru durch die Jahrtausende. Kunst und Kultur im Lande der Inka. Ausstellungskatalog. Recklinghausen: Aurel Bongers.

Anders, Ferdinand und Maarten Jansen

1988 Schrift und Buch im Alten Mexiko. Graz: ADEVA.

Anders, Ferdinand, Maarten Jansen und Luis Reyes García

1991 El libro del Cuacoatl. Homenaje para el año del Fuego Nuevo. Libro explicativo del llamado Códice Borbónico. Graz/México D.F.: ADEVA/Fondo de Cultura Económica.

Bawden, Garth

1996 The Moche. Cambridge: Blackwell.

Benson, Elizabeth P. und Anita G. Cook (Hg.)

2001 Ritual sacrifice in ancient Peru. Austin: University of Texas Press.

Bock, Edward K. de

1988 Moche. Gods, Warriors, Priests. Peru 0 – 650 a.Chr. Leiden: Spruyt, Van Matgem & De Does.

Bolz, Ingeborg

1975 Sammlung Ludwig. Altamerika. Ethnologica. Neue Folge: Bd. 7. Recklinghausen: Aurel Bongers.

Buchholz, Elke Linda und Beate Zimmermann

1999 Pablo Picasso. Leben und Werk. Köln: Könemann.

Butterwick, Kristi

2004 Heritage of power. Ancient sculpture from West Mexico. The Andral E. Pearson family collection. New Haven: Yale University Press.

Cieza de León, Pedro de

1984 [1553]: La Crónica del Perú. [Primera parte de la Crónica del Perú]. Ed. por Manuel Ballestros. Madrid: Historia 16.

Códice Borbónico

1991 Códice Borbónico. El libro del Cuacoatl. Homenaje para el año del Fuego Nuevo. Faksimile. Hg.: Ferdinand Anders, Maarten Jansen und Luis Reyes García. Graz/México D.F.: ADEVA/Fondo de Cultura Económica.

Donnan, Christopher B.

1992 Ceramics of ancient Peru. Los Angeles: Fowler Museum of Cultural History/UCLA.



- Donnan, Christopher B.**
2004 Moche portraits from ancient Peru. Austin: University of Texas Press.
- Guaman Poma de Ayala, Felipe**
1956-1966 [1615/16]: El primer nueva corónica y buen gobierno. 3 Bde. Bearbeitet von Luis Bustos Galvez. Lima: Gráfica Industrial. (Annotierte Faksimile-ausgabe im Internet: www.kb.dk/elib/mss/poma/)
- Hocquenghem, Anne-Marie**
1987 Iconografía Mochica. Lima: Fondo Editorial de la Pontificia Universidad Católica del Perú.
- Holsbeke, Mireille und Karel Arnaut (Hg.)**
1998 Offerings for a new life. Funerary images from pre-Columbian West Mexico. Ausstellungskatalog. Antwerpen: Ethnographisches Museum.
- Hupperts, Charles**
2004a Eros hat mir die Seele erschüttert. Sexualität bei den Griechen. In: Vilsteren, Vincent van und Rainer-Maria Weiss (Hg): 18-27.
- Hupperts, Charles**
2004b Zwischen Matronen und Huren. Sexualität bei den Römern. In: Vilsteren, Vincent van und Rainer-Maria Weiss (Hg): 30-37.
- Jähner, Horst**
1984 Künstlergruppe Brücke. Geschichte einer Gemeinschaft und das Lebenswerk ihrer Repräsentanten. Berlin: Henschelverlag.
- Kann, Peter und Gerard van Bussel (Hg.)**
1997 Sinnlich – Übersinnlich. Erotische Kunst des Alten Peru. Ausstellungskatalog. Wien: Museum für Völkerkunde.
- Kauffmann-Doig, Federico**
1978 Manual de arqueología peruana. Lima: Peisa.
- Larco Hoyle, Rafael**
1966 Perú. Archaeologia Mundi. Genf.
- Larco Hoyle, Rafael**
1978 Checán. Studie über die erotischen Darstellungen in der peruanischen Kunst. Genf: Nagel.
- Larco Hoyle, Rafael**
2001 [1938-1940]: Los mochicas. 2 Bände. Lima : Museo Arqueológico Rafael Larco Herrera. (Die Neuauflage ist um zahlreiche im Nachlaß des Autors aufgefundene Materialien vermehrt.)
- Lévi-Strauss, Claude**
1986 [1962]: Das wilde Denken. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Pillsbury, Joanne (Hg.)**
2001 Moche Art and Archeology in Ancient Peru. Studies in the history of art. Vol. 63. New Haven and London: Yale University Press.
- Purin, Sergio**
1997 Die erotische Keramik Perus. In: Kann, Peter und Gerard van Bussel (Hg.): 29-54.
- Rätsch, Christian (Hg.)**
1986 Chactun. Die Götter der Maya. Quellentexte, Darstellung und Wörterbuch. Köln: Eugen Diederich.
- Reinhard, Johann**
1992 Sacred Peaks of the Andes. In: National Geographic 181 (3): 84-111.
1996 Peru's Ice Maidens: Unwrapping the Secrets. In: National Geographic 189 (6): 62-81.
1997 Sharp Eyes of Science Probe the Mummies of Peru. In: National Geographic 191 (1): 36-43.
1999 Das eisige Grab: Sensationeller Fund auf einem 6700 Meter hohen Andengipfel: Drei mumifizierte Kinderopfer der Inka. In: National Geographic Deutschland, Ausgabe November.
- Sigal, Peter Herman**
2000 From moon goddesses to virgins. The colonization of Yucatecan Maya sexual desire. Austin: University of Texas Press.
- Schindler, Helmut**
2000 Die Kunstsammlung Norbert Mayrock aus Alt-Peru. Germering/München: I.P. Verlagsgesellschaft.
- Schmidt, Wolfgang**
2004 Die Gesichtsurne mit Phallusausguß. In: Vilsteren, Vincent van und Rainer-Maria Weiss (Hg): 100 000 Jahre Sex. Liebe und Erotik in der Geschichte: 42. Stuttgart: Theiss.
- Thir, Margit**
1997 Un-Kultur und Zivilisation im vorhispanischen Amerika. Eine Untersuchung der „Comentarios Reales“ des Inka Garcilaso de la Vega. Wien: 3 Eidechsen.
- Vega, Garcilaso de la (el Inca)**
1723 [1609]: Primera parte de los comentarios reales, que tratan, de el origen de los Incas, reies, que fueron del Perú, de su idolatría, leies, y gobierno, en paz, y en guerra, de sus vidas, y conquistas, y de todo lo que fue aquel imperio, y su República, antes que los Españoles pasaran, a él. Escritos por el Inca Garcilaso de la Vega, Natural del Cozco, y Capitán de su Magestad (...). Madrid: Nicolas Rodriguez Franco.
- Vega, Garcilaso de la (el Inca)**
1983 Wahrhaftige Kommentare zum Reich der Inka. Hg.: Ursula Thieme-Sachse. Berlin: Rütten & Loening.
- Vilsteren, Vincent van und Rainer-Maria Weiss (Hg)**
- 100 000 Jahre Sex. Liebe und Erotik in der Geschichte. Stuttgart: Theiss.verändert, Düsseldorf: Patmos Verlag.

Anmerkungen

- 1) Hupperts 2004a: 18; Schmidt 2004: 42.
2) vgl. Hupperts 2004a: 22.
3) vgl. Hupperts 2004b: 32-33.
4) Larco Hoyle 2001, 2: 268-269. Übersetzungen stammen, soweit nicht anders angegeben, vom Autor.
5) vgl. Ernst Ludwig Kirchners "Chronik der Brücke 1913". In: Jähner 1984: 423-426.



- 6) Buchholz und Zimmermann 1999: 36-37.
 7) zitiert nach Döpp, Hans Jürgen 2000: Das Erotik-Museum in Berlin. London: Parkstone Press: 29.
 8) Sachgemäße Informationen zu diesem Thema stellt seit einigen Jahren die ADEVA Graz zur Verfügung. Anhand eines Codex-Faksimiles in Originalgröße ergänzt durch einen Kommentarband von "fantasyfreien" Autoren wie z.B. Ferdinand Anders oder Maarten Jansen kann sich auch der Laie einen guten Überblick verschaffen. Viele Bibliotheken besitzen diese Codexsammlungen mittlerweile.
 9) Vega 1723: Kap. 9.
 10) Thir 1997:19-25.
 11) Vega 1723: Kap. 14.
 12) Larco Hoyle 2001, 2: 268.
 13) Bolz 1975: nach 233; Kauffmann Doig 1978: 372.
 14) z.B. Benson & Cook 2001; Donnan 2004.
 15) vgl. z.B. Lévi Strauss 1986: 196-197.
 16) vgl. Butterwick 2004: 11.
 17) zitiert nach Sigal 2000: 3.

Dr. Robert Fin Steinle (geb. 1967) studierte Ethnologie und Romanistik zunächst in München, dann in Wien. Dort führte der Weg zu (Alt-)Amerikanistik und lateinamerikanischer Literatur. Prägende Begleiter waren Ferdinand Anders, Michael Metzeltin und Marco Aurelio Larios-López. Nach der Magisterarbeit zur Geschichte der Forschung über altamerikanische Bilderhandschriften folgte eine Dissertation zur Brasilienexpedition Johann Natterers von 1818-1835. Die Teilnahme an einem Forschungsprojekt zur Teildokumentation der in Wien lange vernachlässigten Natterersammlung war vorausgegangen (1998-2001). Zwecks Finanzierung, aber auch aus Liebe zur manuell-künstlerischen Arbeit wurden immer wieder saisonale Ausflüge ins Theater unternommen, zuletzt zur "Beleuchtung-See" der Bregenzer Festspiele. Seit 2003 arbeitet R.F.S. als freier wissenschaftlicher Autor und Ausstellungskurator vornehmlich für Privatmuseen. Aktuelle Projekte sind u.a. ein historischer Roman über Johann Natterer und dessen abenteuerliche Jahre in Brasilien, auf dem Ausstellungssektor eine Zusammenarbeit mit der Münchner Wissenschaftler-, Künstler- und Handwerkergruppe PERMASENSE. fin.steinle@gmx.net & www.permasense.de.

Anzeige:

Lippisches Landesmuseum Detmold

Ameide 4
32756 Detmold

Tel. 05231/9925-0
 Fax: 05231/9925-25
 mail@lippisches-landesmuseum.de
 www.lippisches-landesmuseum.de

In reizvoller Lage am Detmolder Burggraben liegt das größte Regionalmuseum Ostwestfalen-Lippes. Auf 5000 m² Ausstellungsfläche werden umfangreiche Sammlungen zur Ur- und Frühgeschichte, Naturkunde, Volkskunde, Landesgeschichte, Kunstgeschichte, Völkerkunde sowie Möbel- und Innenarchitektur präsentiert.

Interessante Sonderausstellungen, Vorträge, Museumsfeste, Workshops und themenbezogene Führungen ergänzen das große Angebot. Für Gruppen sind auch "Kaffeeprogramme" buchbar.



Öffnungszeiten:

Di. bis Fr. 10.00 - 18.00 Uhr, Sa. und So. 11.00 - 18.00 Uhr
Bei Führungen Einlass auch vor 10.00 Uhr möglich
Montags und am 24. und 25. Dez., 31. Dez., 1. Jan. und 1. Mai geschlossen

Eintrittspreise:

| | |
|---|-----------|
| Erwachsene | 3,00 Euro |
| Ermäßigter Eintritt | 1,00 Euro |
| Gruppen (ab 10 Personen) | 2,00 Euro |
| Familienkarte | 6,00 Euro |
| Schulklassen (pro Person) | 0,50 Euro |
| Geänderte Eintrittspreise bei Sonderausstellungen | |

Führungen:

Erwachsene / Schüler: 30.00 Euro

Zu Gast bei den Botocudo in Brasilien (1917)

Arno Wetzel (†)

1917 besuchte Arno Wetzel (1890–1977), ein junger deutscher Lehrer im Auslandseinsatz, die im Osten Brasiliens lebenden Botocudo-Indianer, die heute fast vollständig verschwunden sind. Seine ursprünglich nur für den familiären Gebrauch bestimmten Aufzeichnungen erweisen sich heute als interessante und aufschlussreiche Lektüre, die eine indianische Stammeskultur kurz vor ihrem Untergang schildert. Die Aufzeichnungen wurden AMERINDIAN RESEARCH exklusiv zur Verfügung gestellt.

In 1917 the German teacher Arno Wetzel (1890–1977) visited the Botocudo-Indians, living in the east of Brasil. Nowadays they have almost completely disappeared. His notes, primarily for private use by his family, today prove to be interesting and illuminating reading, describing the culture of an Amerindian tribe shortly before its decline. The notes were exclusively made available to AMERINDIAN RESEARCH .

Arno Wetzel (1890 – 1977), un profesor joven de Alemania en el año 1917 visito en un viaje de empleo al extranjero la tribu indígena Botocudo, localizada en la parte Este de Brasil y la cual hoy en día a desaparecido casi en su totalidad. Sus notas y apuntes, en principio determinados para el uso familiar, en la actualidad se manifiestan como una lectura interesante e instructiva la cual describe un poco antes la decadencia de una cultura indígena. Estas notas y apuntes fueron puestos en exclusiva a disposición de la revista AMERINDIAN RESEARCH.

Die so genannten Botocudo (auch Aymoré) bewohnten die östlichen Teile des Brasilianischen Berglandes, das sich nördlich von Rio de Janeiro erstreckt. Ihr Name Botocudo geht auf das portugiesische Wort "botoque" zurück, da die Siedler die als Unterlippenschmuck dienenden Holzscheiben der benachbarten Indianer an Fassspunde erinnerten.

Die Indianer selbst nannten sich Engrakmuñ und setzten sich über Jahrhunderte, mitunter auch offensiv, gegen das Vordringen portugiesischer Siedler zur Wehr. Die vielleicht umfangreichste Schilderung ihrer Lebensgewohnheiten ist dem deutschen Reisenden Maximilian zu Wied zu danken, der 1815–17 ausgedehnte Reisen durch das tropische Brasilien unternahm und auch die Botocudo besuchte und beschrieb.

Der nachfolgende Bericht von Arno Wetzel, der 1917 die Botocudo am Rio Doçe besuchte, weist viele Übereinstimmungen mit Wieds Bericht auf, bezeugt aber auch kulturelle Veränderungen in den dazwischen liegenden hundert Jahren.



Abb. 1: Drei Botocudo, zwischen 1890-1923
[Library of Congress, Prints and Photographs Division, LC-USZ62-88169]

Freitag, 19. 1. 1917

Heute ist der große Tag, heute wollen wir übersetzen und auf der anderen Seite flussabwärts zum Indianerdorf wandern. Wir versahen uns noch mit frischem Mais als Reiseproviant und Geschenk für die Indianer, die ihn leidenschaftlich gern essen sollen. Unser eigener Proviant bestand hauptsächlich aus Mandioka, einer Art Sägespäne, aber sehr nahrhaft und auf keiner brasilianischen Tafel zu vermissen.¹⁾ Sie hat den Vorteile sehr leicht zu sein, eben wie Sägespäne. Europäische Gaumen lehnen diese herzhafteste Speise zunächst regelmäßig ab, lernen es aber nach einiger Zeit, anders über sie zu denken und schließlich sogar Geschmack an ihr zu finden. So auch wir.

Sonst trugen wir, jeder mit einem Rucksack ausgerüstet, vor allem unser Reisegepäck, photographische Apparate, Platten, Flaschen, Alkohol zum Konservieren usw. [...]

Dieser Wald, am Ufer des Rio Doçe entlang, ist - das rein Touristische betreffend -, das Schlimmste, was uns in Brasilien je begegnet ist, doch was die Großartigkeit der Natur anbelangt, das Herrlichste, was wir gesehen haben. Da standen Urwaldriesen, hinter deren Bretterwurzeln man sich stehend verbergen konnte. Lianen aller Größenklassen durchzogen das Gestrüpp und befestigten es so, dass man sich unmöglich durchzwängen konnte. [...] Obwohl der Fluss nicht viel weiter entfernt sein konnte als 100 m, sahen wir ihn nicht, und nur zweimal am ganzen Tage schnitten wir ihn an Flusskrümmungen an. Er war aus den Ufern getreten, und seine Nähe verriet sich nur durch überschwemmten Wald, über dessen Äste ich öfters hinausklettern musste, um Trinkwasser zu schöpfen. Bis zum eigentlichen Flussufer vorzudringen, war ganz unmöglich, man hätte denn hoch auf die Bäume klettern müssen. [...]



Abb. 2: Palmenurwald am Rio Doce

Als es dunkelte, waren wir noch lange nicht an Ort und Stelle. Und doch betrug die Entfernung von unserer Landungsstelle bis zum Dorfe höchstens 6 km, die Eisenbahn auf der anderen Seite bewies es ja. Wir hatten gerade noch zu tun, trockenes Holz fürs Feuer zusammenzutragen, im Urwald ein Problem ersten Ranges, bevor sich die Nacht, schnell wie immer, herabsenkte. Einen kleinen Platz, dicht am Ufer eines Nebenflusses, hatten wir notdürftig gesäubert, so dass sich fünf Mann hinlegen konnten und noch Platz für ein Feuer blieb.

Während des Abendessens, das aus Farinha (Mandioka) bestand, die wir wie Sägespäne mittels Wassers hinabspülen mussten, blieb die Stimmung etwas gedrückt. Denn wir wussten zweierlei genau, dass wir uns nicht mehr weit vom Lager der Indianer befinden konnten, und dass uns die Indianer schon längst gehört hatten. Tatsächlich hatten sie uns, wie sie uns später erzählten, von unserer Landungsstelle an gesehen und den ganzen Tag über begleitet. Was das bedeutet, wird sich später noch zeigen. [...] Die Indianer dieses Gebietes, von hier bis zum Süden des Staates Bahia, in einem Geviert von 200 x 200 km, die Reste eines ehemals bedeutenden Stammes, halten sich von der Berührung mit der Zivilisation fern. In langen Jahrhunderten haben sie den fraglichen Wert der Außenseite der Kultur kennen gelernt, und sie sind immer die Leidtragenden gewesen. Was man von Über-

fällen und Metzereien hört, ist, oft übertrieben, wohl stets nur als Reaktion auf Vorhergegangenes zu erklären. [...] Obwohl auf der anderen Seite die Bahn dahin läuft, Stationen und einzelne Siedlungshäuser sich befinden, mischen sie sich nicht unter das Volk. Sie nehmen keinen Alkohol an, bleiben bei ihrer Bekleidung, ihrer Bauweise, ihren Fang- und Jagdmethoden. [...] Sie sind keineswegs Feinde der da drüben, aber sie wollen nichts mit ihnen zu tun haben, und eifersüchtig wachen sie darüber, dass ihre Seite, das Nordufer des Rio Doce, ihre Jagdgründe, ihre Existenzbasis würden wir sagen, von den anderen respektiert werden. Und bei aller Skepsis den Schauermärchen von Überfällen, Brandstiftungen und Gräueltaten gegenüber, das eine war uns klar: Das Betreten des Nordufers war unter allen Umständen gefährlich.



Abb. 3: Übersichtskarte. Arno Wetzel hielt sich 1917 in der Nähe von Resplendor auf.

Nun hatten wir ja den Sohn des Lingua mit, selbst ein Halbindianer, mit allen Indianern seit Jugend auf persönlich bekannt. [...]

So kam es, dass die Stimmung urplötzlich ihre heitere Note verloren und dafür eine tragische erhalten hatte. Das pechschwarze Dunkel, die erwachenden Laute der Urwaldnacht und das Ungewohnte der

Situation vertieften den Eindruck. Gut war es, dass wir einen Hund bei uns hatten, der uns vor allzu nahen Überraschungen schützte. [...]

Gegen 8 Uhr ertönte plötzlich ganz in der Nähe der Ruf des Mutum, eines großen Waldhuhnes. Das hätte nicht kommen sollen. Die Indianerschläue hatte nicht damit gerechnet, dass Zoologen unter den Fremden waren, die sogleich daran Anstoß nahmen, dass der Ruf nachts ertönt, was eine biologische Anomalie bedeutet. [...] Gegen 10 Uhr, nur Schirch und ich waren noch wach, ertönte plötzlich in wiederholter Folge der Schrei eines Waldkauzes, gut nachgeahmt, aber doch als nachgeahmt zu erkennen. [...] Lachend erzählte später der Hauptkünstler, er habe uns Schrecken einflößen wollen [...].

Die Dämmerung kommt schnell. Binnen einer Viertelstunde ist sie da. Eine Viertelstunde weiter, und es scheint die Sonne, hell und blendend, als ob nie Dunkel geherrscht hätte. [...] Die Sterne verblassen einer nach dem ändern. Der Wald beginnt Gestalt anzunehmen. Es gibt wieder Schatten. In der Nacht gibt es keinen. Die Sonne kann nicht mehr weit sein. Nebelschwaden erheben sich und trüben die Luft, welche die ganze Nacht stahlklar war. Es wird merklich kühler. Die Blätter sind mit Tau bedeckt, desgleichen die Körper der Schlafenden. [...]

Samstag, 20.1.1917

Nun ist kein Zweifel mehr; ein neuer Tag hat begonnen. Die Strahlen der Sonne schießen über die Gipfel. Sofort beginnt das Papageiengeschrei. [...]

Das Morgenfrühstück wird eilends eingenommen. Es bestand, wie immer, aus Queijão, einem aus Quark und Farinha bereiteten Käse. Er ist, wie Vieles im Innern Brasiliens, billig und sehr nahrhaft. [...]

Wir strebten dicht am Fluss aufwärts. Es war, wie am Vortage, eine böse Schinderei. Hoherfreut waren wir deshalb, als wir plötzlich auf einen Indianerpfad stießen [...]. Er bog zum Flusse ab und führte schnurstracks auf eine Indianerbrücke zu, zwei mit den Kronen mitten im Fluss verflochtene Baumstämme. Sogar ein Geländer war da, eine ausgespannte Liane. [...] Der Stamm war zwar taufeucht. Sein Algenüberzug machte ihn klitschig und wie mit Glatteis überzogen. Das machte uns jedoch nichts aus, die Freude über die momentane Erleichterung war so groß, dass wir wie aus einem Munde die Vogelhochzeit anstimmten. Leicht und beschwingt tänzelten wir hinüber, nicht ahnend, dass wir in diesem Augenblicke haarscharf am Tode vorübergingen. Denn die Indianer staken im Uferbambus und wollten uns erschießen. Nur der Rat des Bruders des Häuptlings, eines allseits geachteten Kriegers, zu warten, bis sich zeige, was die Fremden an den Hütten tun würden, rettete uns das Leben. Die Vorsehung waltete, beinahe sinnlich greifbar, und wir hatten keine Ahnung. Hätten sie auch heute noch

nicht, wenn nicht das naive Völklein uns später alles haarklein erzählt hätte. [...]

Wir glaubten, da bisher nichts geschehen war, die Gefahr gebannt und strebten im Geschwindschritt dem Dörfchen zu. Es zeigte sich nach wenigen Schritten auf einer Lichtung, dicht am Rio Doçe. [...] Es zeigte sich niemand. Weit und breit, und das war eigentlich nicht weit und auch nicht breit, sondern nur eine kleine Waldlichtung von einigen hundert Metern im Durchmesser, und auf dieser kleinen Lichtung, die übersichtlich vor uns lag, zeigte sich kein menschliches Wesen. [...]

In der Hütte rührte sich nichts. Die Türen waren mit Blättern verhängt und verwehrten jeden Einblick, Das war umso bedenklicher, als oben Rauch durch das Blätterdach kräuselte. [...]

Und nun geschah etwas, was wir nicht erwartet hatten: Urplötzlich und wie aus dem Boden geschossene standen sie da, Männlein, Weiblein und Kindlein. Es blieb uns keine Zeit, darüber nachzudenken, wie sie dieses neue Teufelsstück zuwege gebracht hatten, unbemerkt hierher zu kommen, trotz unseres angestrengten Umherschauens, mit und ohne Glas, über einen Krautplatz hinweg, bis 15 m vor unsere Füße. Allerdings ist dieses Kraut manns hoch.

Sie stürzten auf uns zu, die Männer bewaffnet bis an die Zähne, umringten uns und nahmen uns einzeln in ihre Arme, beklopften uns freundschaftlich, sprachen sprudelnd auf uns ein, trippelten dazu auf den Füßen, kurz, es war eine bewegte Szene. Jeder von uns kam mit jedem von ihnen einmal dran, niemand wurde übersprungen. Die Demokratie war vollkommen.

Es waren durchweg gut gebaute, kräftige Gestalten, die Männer mit Lendenschurz, die Kinder und Frauen nackt. Lützelburg machte ein knabenhaft verschämtes Gesicht, als ihn die vollbusige Häuptlingsfrau so mir nichts, dir nichts umarmte und abklopfte. Blaser wandte das Haupt vorsichtig und doch etwas zu viel zur Seite, als ihn die Alte mit der Runzelhaut begrüßte. Ihr Lippenpflock war äußerst stattlich und ihre Aussprache deshalb ein wenig feucht. Ich ärgerte mich, dass er in dieser Stunde über derartige Kleinigkeiten nicht hinwegsehen konnte. Sie schienen es aber nicht zu bemerken. Sie fingen an, in unseren Taschen herumzufingern, und bald waren wir ausgeplündert. Es zeigte sich aber, dass uns unser Eigentum, nachdem es die Runde gemacht hatte, stets wiedergebracht wurde. Nach einer Stunde konnte es passieren, dass ein kleiner Junge kam und einem die Tabakspfeife wieder in die Tasche steckte, wortlos, selbstverständlich. An diesem Kommunismus konnte jeder seine Freude haben. Nur unsere Vorräte, wurden uns nicht wiedergegeben, eine Rolle Tabak, der Sack mit Mais, Farinha und dergleichen. Diese Dinge gingen im allgemeinen Besitz auf und wir hatten daran teil wie jeder andere auch.



Abb. 4: Von links nach rechts: Katno, Bruder des Häuptlings; Sohn des Dolmetschers; Blaser; Der Meisterpfeilschütze mit Schirchs Flinte; Genack, der Häuptling, Bursche; Knabe, mein Fotoassistent.

Unter den Männern fiel der alte Grenack auf, ein steinalter Mann, von dem der Lingua behauptete, er sei 130 Jahre alt. Er habe ihn seit seiner Jugend so gekannt, wie er noch jetzt war und schon sein Vater habe ihn als alten Mann gekannt. Sei dem, wie es wolle, er war jedenfalls sehr alt. Seine Haut war runzlig, seine Muskeln dagegen noch straff, und wir staunten, wie er den zentnerschweren Maissack so beiläufig vom Boden aufhob und in der Hand davontrug. Sein Haar war noch tiefschwarz, und kein weißes Haar war zu sehen. Sein Bruder, auch schon ein älterer Mann, war ernst, bedächtig und energisch, er führte die eigentlichen Staatsgeschäfte. Er hatte uns das Leben gerettet durch seinen Rat zur Besonnenheit, und nun schien er sich seines diplomatischen Erfolges zu freuen und die Anerkennung seiner Stammesgenossen als selbstverständlichen Lohn einzuheimen. Die Männer trugen mäßig langes Haupthaar, Ohren-, aber keine Lippenpflocke²⁾ und waren mit einem kurzen Lendenschurz aus selbst geflochtenen Bastfasern bekleidet. Die Frauen waren bis auf eine Ausnahme unter den jüngeren weniger ansehnlich, doch kräftig und wohl gebaut. Alle hatten sie etwas die bekannten "Mandiokabäuche" der brasilianischen Waldindianer, von der reichlichen Pflanzenkost herrührend, wie man sagt. Ihr Haar war kurz geschnitten und mitten auf dem Scheitel zu einer kreisrunden

Tonsur ausrasiert, ebenso wie am Nacken und an den Schläfen. Sie sahen aus, als hätten sie einen Pelzstreifen ring um den Kopf. Offenbar war das gerade große Mode, und man muss sagen, es sah ganz adrett aus. Sie gingen vollständig nackt. Die Kopfhaare waren die einzigen an ihrem Körper. Alle anderen werden ausgerissen (die Wimpern bleiben). Sie trugen Lippen- und Ohrenpflocke. So ein Lippenpflock, 10 cm im Durchmesser, 1,5 bis 2 cm dick und trotzdem federleicht, wird aus dem erstaunlich leichten Holz eines Baumes geschnitten. Das Loch wird sukzessive erweitert. Bei der Alten war die Lippenbrücke, das gewachsene Fleisch, vorn durchgefaut. Sie hatte den Lippenpflock mit Lianen links und rechts festgebunden, um des Schmuckes nicht entbehren zu müssen und vielleicht in den Augen der Männerwelt zu sinken. Ihre Haut ist makellos, samtbraun und weich. Sie sind sich ihrer Nacktheit nicht bewusst, nehmen aber einen Stellungswechsel vor, wenn sie aufdringliche Blicke auf sich gerichtet fühlen; ohne Hast, so nebenbei, ohne zu schmallen oder gar ein Geschrei anzufangen. Sie benehmen sich in jeder Hinsicht gebildet. [...]

Wir wurden ohne weiteres in die Gemeinschaft aufgenommen. Die Begrüßung konnte zwischen alten Bekannten, die sich jahrelang nicht gesehen hatten, nicht herzlicher sein. [...]



Abb. 5: Der Sack mit Mais wurde untersucht.

Sie hatten den Mais zusammengetragen und setzten sich zum Schmause nieder. Alle waren zufrieden und glücklich. Um uns herum schmatzte und grunzte es vor Behagen. [...]

Wir bemerkten keinen Streit, so lange wir anwesend, waren. Die Kinder wurden nicht geschlagen; sie waren andererseits so artig und vernünftig, dass auch kein Grund vorgelegen hätte. Es gab keine Diskussionen bei Befehlsausgabe, keine gerunzelte Stirn und

Widerrede, wenn einer weggeschickt wurde. Es wurden eigentlich überhaupt keine Befehle gegeben. Was geschehen musste, geschah durch irgendwen. [...]

Die bei den Indianern verbrachten Tage zählen nicht nur bei dem Schreiber dieser Zeilen zu den schönsten Lebenserinnerungen.

Unsere Nahrungsmittel waren uns zwar abgenommen worden, doch nicht, um sie für egoistische Zwecke einiger Weniger beiseite zu bringen. Wir erhielten, was wir brauchten. Was die Jäger erlegen, was die Fallen erbringen, was die Fischer mit heimbringen, wird gemeinsam verwendet, und selbst der Finder oder der glückliche Heimbringer isst vorher nichts oder nur ganz wenig von dem, was er gefunden hat. So sah ich eines Tages, als ich mit einigen Männern auf der Jagd war, wie von dem wilden Honig, den man in einem hohlen Baum entdeckte, zwar eifrig geschleckt wurde, denn der Honig zählt zu den allerersten Delikatessen. Aber die Hauptmasse wurde auf großen Blättern mitgenommen und die ganze Zeit in dem wahrlich schwierigen Urwald mit herumgetragen, damit auch die anderen etwas haben sollten. [...]



Abb. 6: Beim Tausch. Links Lützelburg, rechts Blaser, hinten die Hütte.

Wir teilten unsere Schätze aus. Spiegel und Messer machten gegen alle Erwartung wenig Eindruck. Erstere sind bei dem momentanen Stand der Toilettenfrage entbehrlich, letztere waren von zu geringer Qualität. Diese Indianer waren über das erste Staunen hinaus. Die Berührung mit den Menschen von der anderen Seite hatte sie über Qualitätsunterschiede aufgeklärt.

Dagegen fielen sie über unseren Tabak nur so her. Es gab ein großes Hallo, als sie seiner ansichtig wurden, und wir mussten säuberlich teilen. Zwar haben die Indianer auch Tabak, und von ihnen stammt ja ursprünglich die löbliche Sitte des Tabakrauchens. Doch haben sie schlechte Sorten und verfügen nicht über die Kenntnis guter Zubereitungsmethoden, und obwohl unser Tabak von der schlechtesten brasilianischen Sorte war, selbst für uns ausgepichte Raucher nicht genießbar, stark und bissig, so stand er doch turmhoch über dem Tabak, den sie selbst hatten. Sie haben kleine

Pfeifen aus Bambusrohr und einem Tonköpfchen. Es war nicht klar, woher sie, des Töpfers unkundig, diese Tonpfeifen bezogen hatten. Vermutlicherweise, wie auch sonst mancherlei Gebrauchsgegenstände, durch Tausch mit weit entfernten Indianerstämmen an den großen Nebenflüssen des Amazonas. Wird doch im brasilianischen Urwalde über tausende von Kilometern hinweg getauscht, Pfeilspitzen aus Obsidian, der nur an den Abhängen der Anden vorkommt, Wachs zum Kleben und "Löten" und anderes mehr. Und so wohl auch Pfeifenköpfe. Merkwürdigerweise tauschen sie kein Pfeilgift von den Amazonasindianern.



Abb. 7: Der Verfasser beim Tauschen. Neben ihm die "Freundin"; rechts Grenack, davor Kinder.

Nun saßen sie rings umher und rauchten den für ihre Begriffe vortrefflichen Tabak, Männlein, Weiblein, Kindlein. [...] Andächtig saßen sie da und qualmten. [...]

In den Mittagsstunden wurde die Hitze brasilianisch. Die Indianer zogen sich in ihre Hütte zurück, und wir folgten ihnen. Wir sahen einen langen, einheitlichen Raum, in einzelne Lagerstätten untergeteilt. Es brannten mehrere Herdfeuer. Hie und da wurde ein neuer Ast aufgelegt, denn das Feuer darf nicht ausgehen. Es ist eine Kunst, das Feuer so zu unterhalten, dass es nicht ausgeht, ohne viel Feuer zu machen und zu rasch abzubrennen. Es brennt nicht eigentlich, sondern glimmt. Sie kennen Bäume, z.B. eine bestimmte Liane, deren Holz langsam glimmt, ohne zu verlöschen. Wenn etwas zubereitet werden soll, werden einfach die drei dicken Stämme, deren glimmende Enden

einander zugewendet sind, etwas zusammen geschoben, von der angesetzten Asche gesäubert, und die zu bereitende Speise wird darüber gehalten oder gelegt. Ein Fisch z.B. ist in kurzer Zeit gar, schmeckt nicht nach Rauch, weil keiner vorhanden ist, sondern wie Kieler Sprotte. Sie streckten sich auf ihr Lager und hielten Siesta. Einige schliefen.



Abb. 8: Von links: Mädchen; weite Häuptlingsfrau mit Kleid von uns; Dolmetscher; neben ihm Grenack, hinter diesem der Meisterschütze; links neben Grenack dessen Bruder Katno; Bursche mit Schirchs Flinte; Knabe.

Die Hütte wird in der Weise errichtet, dass aus Holzstämmen zunächst das etwa 2 m hohe Gerüst der Rückwand aufgebaut wird, von der aus nach vorn hin abfallend das Dach und an der Vorderwand ein etwa 1 m hohes Vorderwandgestell. Die Verkleidung geschieht mit Blätterzweigen, hauptsächlich Palmen. Die Bauart ist primitiv, hat aber den Vorteil, dass eine derartige Hütte von dem Stamm in verblüffend kurzer Zeit errichtet werden kann. Sie kleben infolgedessen nicht an ihrem "Heim", sondern ziehen unbeschwert weiter, wenn sie es für nötig halten. Die Eingangslöcher der Vorderseite, d.h. der niedrigen, werden nachts in einfacher Weise dadurch geschlossen, dass man etwas Palmstroh vorschiebt. Gegen die höhere Hinterwand hin liegen die Lagerstätten, aus Blättern zurechtgemacht, gegenseitig abgegrenzt, doch nicht durch Zwischenwände abgeschieden. Das interne Leben der Familie liegt vor aller Augen. Alle sehen alles. Die Indianer haben nichts zu verbergen. Was im Leben des Einzelnen geschieht, ist allgemeine Angelegenheit, Glück und Unglück spielen sich vor den Blicken der übrigen ab, was an Menschlich-Allzumenschlichem sich ereignet, ist natürlich und bedarf nicht der Verkleidung durch Schamgefühl.

Als wir die Mittagssiesta mit ihnen in der Hütte verbrachten, erging sich ein Ehepaar in süßen Zärtlichkeiten. Nur uns war dies ein klein wenig, - oder auch mehr, je nach Temperament -, peinlich, und nur wir konnten trotz guten Willens den Vorwurf nicht ganz unterdrücken, sie hätten das besser ein andermal abmachen können. Den Indianern war es völlig gleichgültig; sie bemerkten es gar nicht, und die Kinder lachten und spielten, im Seitengang hin und her laufend, an dem Pärchen vorüber, völlig unbefangen, wie im Hofe. Hier wieder, wie schon öfters, kamen wir uns mit unserer Kultur ein klein wenig beschämt vor, und schließlich schämten wir uns, nicht sie.

Die meisten schliefen, denn es war auch für indianische Begriffe ein heißer Mittag. In der Hütte herrscht ein angenehmes Halbdunkel, das vorteilhaft gegen die grelle Helligkeit des Vorplatzes abstach. Die Sonne stand senkrecht am Himmel und warf keinen Schatten. Kein Lüftchen regte sich. Feucht, warm und fruchtbar lag die Atmosphäre auf der Lichtung. Unter solchen Umständen schwitzen auch die Indianer, und der Schweiß läuft ihnen wie uns am Körper herab. Nur, dass er bei uns durch die Kleidung aufgefangen und aufbewahrt wird. Die an ihnen herab rinnenden Bächlein scheinen sie nicht zu stören. Wer schwitzt, ist gesund.

Wir waren der Gegenstand der allgemeinen Verehrung. Jeder von uns war belagert von einer neugierigen Schar. Jungen, Mädchen, Burschen und Ältere lagen mehr auf, als neben uns. Jeder wollte ein Stück des Bestaunten haben, der eine ein Bein, die andere einen Arm, ein Junge den anderen Arm, und als schließlich die Schläfrigkeit, von den älteren Herrschaften ausgehend, wohligh durch die Hütte kroch, die Gespräche verstummten, die Scherze verebbten, da lag man, eingepresst wie ein Kistenhering, zwischen und unter braunen Körpern, männlichen, weiblichen, und konnte sich nicht rühren. Denn selbst im Schlafe ließen sie unsere Glieder nicht fahren. Das war uns eine weise Lehre für den Abend, und wir beschlossen, während der Nacht draußen im Freien zu nächtigen. [...]

Sie kamen uns immer wieder wie große Kinder vor, naiv, fröhlich, quecksilbrig.

Im Innern der Hütte herrschte schließlich, wie jemand bemerkte, tropisches Klima. Dem alten Grenak wurde es zuviel, er nahm Lützelburg und mich beiseite und führte uns hinaus, deutete gegen den Fluss hin und machte uns begreiflich, dass er uns ein Bad empfehlen wollte. Dankend nahmen wir an, Lützelburg aus Höflichkeit, ich als geborene Wasserratte. Es war ein getretener Badeplatz da. Am Ufer eine Graslichtung, nebenan einige Schattenbäume. Der Fluss schoss rauschend dahin, über glatte Felsplatten, er schäumte und spritzte. An Schwimmen war hier nicht zu denken. Grenak war schnell fertig; er lockerte die Lendenschnur, und die gesamte Kleidung fiel zu Boden [...].

Wir bespritzten uns fröhlich, betätschelten uns. Wir saßen Arm in Arm im sprudelnden Wasser; es war eine köstliche Szene. Das Wasser war warm und angenehm. Man hätte den ganzen Tag so sitzen können. [...]

Alle lagen sie in süßem Schlummer, unsere Kameraden mitten unter ihnen. Gegen 4 Uhr wurde es etwas kühler, ein angenehmer Windhauch strich den Fluss vom Meere herauf. Sie rieben sich den Schlaf aus den Augen, und das quecksilbrige Treiben begann von neuem.



Abb. 9: Der Verfasser muss zeigen, wie die Hand in der Tasche verschwindet.

Wir teilten unsere letzten Schätze aus, Waldmesser von Arp in Rio, klein, leicht, einem großen Küchenmesser nicht unähnlich. Sie wurden abgelehnt. Zum Kauf bzw. Tausch wenigstens. Als Geschenk nahm man sie gnädigst an, schnitzelte an allem möglichem herum und vergrub schließlich die neuen Messer im Innern der Hütte im Erdboden, ihrem beliebtesten Aufbewahrungsort. Pfeile und Bögen, ihre wertvollsten Habseligkeiten, behalten dort ihre guten Eigenschaften am längsten. Also werden auch Messer eingegraben. [...]

Eine Frau hatte einen Brüllaffen um den Hals hängen. Er wich nicht von ihr. Die Tierliebe der Indianer ist unvergleichlich, auch hierin bezeigen sie einen hohen Sittlichkeitsstand. Sie hatte ihn ganz jung bekommen. Man schießt die Alte und fängt die Jungen. Er sog mit ihrem Baby um die Wette an ihren Brüsten. Wir stellten fest, dass sich der Affe zielbewusster benahm als sein Menschenkollege. Er schob ihn einfach

von der Brust weg, wenn er glaubte, dort gäbe es Besseres oder mehr. Die Mutter verteilte friedlich, scheidlich. [...]. Verstehen es doch die Indianer vortrefflich, Tiere aller Art zu zähmen, und die Neigung, mit der sie ihren Tieren gegenüber treten, macht ein weiteres Plus aus in ihrem Charakterbild. Sie halten nicht nur ihre Tiere, sie lieben sie auch, mit einer Uneingeschränktheit, die einem Bewunderung abringt. Hühner, die wir später einmal mitbrachten, nahmen sie freudig auf; ihre Eier zu essen, lehnten sie ab, obwohl sie Vogeleier wohl zu schätzen wissen. Von einem zahmen Tier essen sie kein Ei, sagten sie, es sei ein Teil ihrer Lieblinge. [...]



Abb. 10: Die Frau mit dem Brüllaffen "Um-Um" am Halse.

Dass die brasilianischen Indianer, nicht nur die am Rio Doçe, eine so ausgesprochene Tierliebe zeigen, ist ein sympathischer Zug ihres Wesens, besser, einer mehr. Besonders deshalb, weil sie völlig frei ist von Eigennutz. Die Tiere, die sie halten, nützen ihnen nichts, Affen, Vögel, Krokodile, Schildkröten. [...]

Der Häuptling befahl alle zum Fotografieren. War das ein Fest! Ganz unähnlich den oft beschriebenen Wilden, die sich dem geheimnisvollen Kasten misstrauisch oder feindselig gegenüberstellen, drängelten sie sich geradezu. Jeder wollte vorn stehen. Die Pfeile, ihren ganzen Stolz, steckten sie vor sich in den Boden. Jeder wollte seinen am weitesten vorn haben. [...] Sie konnten sich nicht satt sehen an dem Mattscheibenbild. Dass es verkehrt stand, machte ihnen nichts aus. Mit Freude erkannten sie ihre Genossen auf der Mattscheibe ganz klein, solche große Männer. [...]



Abb. 11: Vorn der Verfasser, dahinter der Dolmetscher, dahinter Blaser; rechts Häuptlingsfrau mit Karnevalshemd.

Mein kleiner Freund, der Zehnjährige, war Feuer und Flamme für den technischen Teil. Wie man eine Klappkamera auszieht, wie sie auf unendlich einschnappt, wie der Auszug herausgeschraubt wird, der Verschluss zu spannen ist, wie der Schuss ausgelöst wird, wie es erst leise schnarrt, dann schnappt, wie das Stativ ausgezogen wird und wie man es zusammenlegt, das alles hatte er sich im Handumdrehen angeeignet. [...] Seine Auffassungsgabe setzte uns in Erstaunen. [...]

Saß man im Kreise, so ging die Pfeife reihum, wie bei Karl May. War sie herum, so bekam man sie wieder in den Mund gesteckt, unabgewischt versteht sich. [...]

Schließlich ist so ein harmloser Schleimfaden auch gar kein Vergleich gegenüber der konzentrierten Materie, die sich ansammelt, wenn die Weiber Bier brauen. Sie bereiteten es aus unserem Mais. Alle sitzen im Kreis, und jede kaut emsig die harten Maiskörner. [...]. Genügend durchgekaut, wird das Ganze im Bogen, treffsicher und ohne Verschleiß, in einen Kürbistopf gespuckt. Die Masse sieht gelblich aus und entzieht sich einer genaueren Beschreibung. Der Topf wird eingegraben, nicht zu flach, nicht zu tief, die Frauen verstehen sich darauf, die Masse gerät in Gärung, und in einigen Tagen ist ein berauschendes Bier fertig. Es schmeckt noch immer etwas süßlich, zieht noch immer Fäden und wird von Mann und Frau gleich geschätzt. Die Herren sehen darauf, dass sie alles bekommen, damit die Frauen sich nicht schaden. Dafür haben sie kauen dürfen. Ich kann nicht sagen, dass ich begeistert war, als die Reihe an mich kam, auch nicht, dass es mir

gemundet hätte.³⁾ Die überkommene Vorstellungswelt der Zivilisation hängt einem noch zu stark an, man muss noch manche falsche Idee abstreifen, bevor man Indianer wird, doch glaube ich versichern zu dürfen, dass beim zweiten oder dritten Gastmahl alle falschen Hemmungen überwunden sind. Der Mensch und ein Gemüsegarten verwildern unglaublich schnell.



Abb. 12: Hütte der Indianer; rechts mein Fotoassistent.

Wir hatten leider nicht genug Mais mit, um die physiologischen Wirkungen des Trinkens studieren zu können. Vielleicht war es auch besser so, denn im Suff passiert Manches, was sonst nicht passiert. So aber würde die Harmonie durch keinerlei gewalttätige Plötzlichkeiten gestört. [...]

Einige Knaben spielten mit einer Knabenschleuder. Ich deutete auf einen drosselgroßen Vogel, hoch oben auf der Spitze eines wenigstens 20 Schritte entfernten Baumes. Haarscharf ging der Stein an dem Vogel vorbei; ich war paff. Wie mögen da die Alten schießen, wenn schon die Jungens so treffsicher sind.

[...] Schon die Kraftleistung, den Bogen zu spannen, ist nicht zu verachten. Keiner von uns vermochte ihn auch nur annähernd zu spannen. Selbst dann nicht, wenn man mit der Faust in die Sehne griff. Sie aber haben den Pfeil zwischen Daumen und Zeigefinger und spannen auf diese Weise den Bogen; halten ruhig und zielen andächtig. Es zeigte sich, dass durch jahrelange Übung besondere Muskel gestärkt werden müssen, ehe man so weit kommt. Tatsächlich haben denn auch später in Rio die Kraftmeier unter den Matrosen der deutschen internierten Schiffe nicht vermocht, den

Bogen auch nur zur Hälfte zu spannen. Dass die Indianer auch, auf dem Rücken liegend, mit den Beinen schießen, ist bekannt. Bekannt auch die Fähigkeit dieser Waldindianer, im Bogen von oben zu treffen, d.h. also, in die Höhe zu schießen und den Lauf des Pfeiles so zu berechnen, dass ein gegebenes Ziel von oben getroffen wird. Diese Art von Schießerei grenzt an Hexerei, und es wird einem tatsächlich unheimlich zumute, wenn man Zeuge dieses Schauspiels wird. [...]

Allerdings ist so ein Indianerpfeil auch ein kleines Kunstwerk. Nicht einfach ein gerader Stock. Der Schaft besteht aus Bambusrohr. Es versteht sich, dass er sorgfältig ausgewählt wird, bevor er zu einem Pfeile verarbeitet wird. Er ist mannshoch, nicht zu trocken, nicht zu feucht. Die Indianer bedecken abends Pfeile und Bogen leicht mit Erde, indem sie sie eingraben. Am unteren Ende sind zwei Vogelfederhälften so angebracht, dass sie eine steile Spirale um den Pfeil beschreiben, durch welche der Pfeil Drall, drehende Bewegung während des Fluges, erhält, genau wie ein Gewehrgehoß aus gezogenem Laufe. Dies ist wohl der kunstvollste und heikelste Teil des Pfeiles. Die Spitze ist für jede Jagd verschieden. Es gibt Pfeile mit Widerhaken, für Affe und Mensch, Pfeile aus längs halbiertem und am Stein messerscharf geschliffenem Bambus, schwach befestigt und deshalb abbrechend und in der Wunde stecken bleibend, für großes Wild, Vogelpfeile und andere. Alle fremden Teile werden am Bambusschaft mittels eines Klebwachses durch Rindenbast befestigt. Besonders unten ist das wichtig, damit der Pfeil an der linken Hand keine Wunde reißt. Die Wickelung ist vollständig glatt, als gehörte sie zum gewachsenen Holze. Jahrtausendalte Kunst spricht aus so einem Indianerpfeil.

Die Kinder schießen mit kleinen Spielpfeilen nach Asträdchen, die ihnen die Männer vorwerfen. Das am Boden dahinrollende Rädchen muss am Boden festgenagelt werden. Es ist erstaunliche was schon die spielende Jugend leistet. Freilich tun sie nichts anderes.

Abends ist Tanz vor der Hütte. Die Nacht hat sich rabenschwarz herabgesenkt, ein Feuer ist auf dem Vorplatze angezündet worden, und wir sitzen in frohem Kreise. Große Falter kommen angeschwirrt und fliegen in die offene Flamme. Mit versengten Flügeln fallen sie zu Boden. Die Indianer verschlingen sie, roh, wie sie sind. Da sind keine Knochen dran, meint einer. Schirch hält einen belehrenden Vortrag über den Insektenfettkörper, aus dem der Hauptsache nach das Innere bestehe. Wenngleich somit an dem Nährwert nicht zu zweifeln ist, bestanden doch unsererseits einige Bedenken, das gegebene Vorbild nachzuahmen. Lieder wurden gesungen und Märchen erzählt, die uns der Dolmetsch übersetzte. Hell funkelten die Sterne am tiefdunklen Himmel; es war stimmungsvoll, und ergriffen lauschten wir der Urvatermelodie, die in dieser Situation schwang. [...] Den Buchstaben "R" können sie

nicht sprechen, [...] Die Frauen hinwiederum können wegen des Lippenpflockes den Laut "P" nicht sprechen. Die Leute haben auch ihre Sorgen. Schließlich tanzen sie. Indem sie sich, in bunter Reihe, gegenseitig um die Hüften fassen und einen Kreis bilden, hopsen sie unter Absingen eines kultischen Liedes, das der Dolmetsch nicht verstand, kunstlos, wie uns schien, im Kreise umher, aber andauernd. Wir klatschten Beifall und riefen; Ellehé! Das freute sie, und sie beeilten sich, einen "Neuen" zum Besten zu geben. So ging es eine ganze Weile fort, bis die Müdigkeit sie in die Hütte trieb.

Wir waren, des Erlebnisses des Mittagschläfchens eingedenk, im Freien geblieben. Man brachte uns Brennholz, für eine Nacht ausreichend. Rings um das Feuer gruppierten wir uns, machten es uns bequem, so gut es ging, bauten uns eine Kopfunterlage aus Rucksack und einigem Inhalt, und versuchten zu schlafen. [...] Kein Lüftchen regte sich, kein Wölkchen trübte den Himmel. Hell leuchteten die Sterne, darunter, doch keineswegs hervorragend, das Kreuz des Südens. Es war noch lind, doch bereits merklich kühler als vor Sonnenuntergang, und würzige Düfte kamen aus dem nahen Urwald über die Lichtung herüber. Es roch nach Fruchtbarkeit. Das Konzert der Nacht hallte zu uns herüber, doch störte es uns nicht mehr. Der Fluss rauschte und plätscherte. Im Lichtschein des Feuers schwirrte es von Insekten. Große Nachtschmetterlinge schwebten leicht daher und konnten sich schwer freimachen aus dem Lichtschein, ihre blauen und grünen Schillerfarben glänzten auf bei schnellen Wendungen. Brummend kamen riesengroße Käfer, Nashornkäfer, und fielen klatschend zur Erde. Hin und wieder huschte ein Kauz vorbei und haschte sich eine willkommene Beute. Mit gaukelndem Fluge nahten sich Fledermäuse und huschten dicht über unsere Köpfe. Es war idyllisch schön, und schwer war es, sich dem Zauber zu entziehen und teilnahmslos in Schlaf zu sinken.

Gegen Mitternacht wurde die Kühle beträchtlich, und alle begannen zu frieren. Einer nach dem anderen fuhr aus dem Schlafe auf und suchte sich etwas Warmes zum Zudecken. Viel derartiges hatten wir nicht. Ich konnte nur das schwarze Tuch, das so genannte Einstelltuch⁴⁾, benutzen. Am Morgen war es mit dicken Tautropfen besetzt.

Sonntag, 21.1.1917

Dem ereignisreichen Tag folgte ein ebensolcher. Es lohnte sich, zu leben. Heute wollten wir zurückgehen und auf der anderen Seite holen, was wir für nötig hielten. Wir hatten gesehen, wie sich die Dinge hier gestaltet hatten, und wussten, was wir brauchten. Der Vorteil der nahen Lage unseres Standplatzes sollte sich nun auswirken.

Mit der strahlenden Sonne erschienen die Indianer aus ihrer Hütte. Die Kleider, die sie zum Tanzen ange-

zogen hatten, waren in der Erde vergraben worden, der Alltag hatte wieder Platz gegriffen.



Abb. 13: Frauenversammlung am Fluss.

Es ging sogleich, eilends und geschlossen, zum Bad. Alle stiegen ins Wasser, Männlein, Weiblein, Kindlein. Es erhob sich wiederum das Staunen über unsere weiße Hautfarbe. Das weibliche Geschlecht betrachtete uns besonders teilnahmsvoll, der Beifall von dieser Seite war womöglich noch uneingeschränkter, [...] Nein, sie betrachteten uns ganz aus der Nähe, von hinten und von vorn, von oben bis unten, die Ehemänner standen dabei und hatten nichts einzuwenden. Wir kamen uns wieder einmal etwas minder vor. Wir hatten, trotz des Zusammenseins und trotz häufiger Notwendigkeiten, noch immer Bedenken, uns voreinander in Front zu zeigen, und hier standen Frauen, Kinder und Mädchen und betrachteten uns wie Anatomiestudierende, ohne jeden Hintergedanken als ein Stück der natürlichen Schöpfung. Wahrlich, ihre Moral war keineswegs die minderwertigere.

In langer Schlange gingen wir los. Ich vorn an der Spitze, die Katnò innehatte. Diesem hervorragenden Menschen suchte ich nahe zu bleiben, in dem sicheren Gefühl, hier am meisten lernen zu können. Freilich war es nicht ganz einfach. Sie gingen denselben Weg zurück, den wir am Vortage gegangen waren, nur nicht auf unserer Pikade, das verlohnte sich nicht; sondern auf ihrem eigenen Pfade, dicht neben unserem. Unter ihrer Führung verloren wir ihn nicht mehr, und obwohl

von einem Pfade im europäischen Sinne absolut nichts zu sehen war, wir allein den Pfad auch todsicher wieder verloren hätten, ging es doch fast ohne Waldmesser. Die Indianer rannten nicht, sie gingen, und trotzdem kam ich nicht mit. Daran waren vor allem die eingetauschten Pfeile schuld, die ich in der Hand trug. Die mannslangen Dinger verfangen sich in dem Dickicht, in dem man selbst kaum Platz für seinen Corpus findet, fortwährend im Geäst, und bald musste ich es aufgeben, sie zu tragen. Ich übergab sie einem Burschen, der sie ohne weiteres nahm und mit den Pfeilen durch den Wald ging wie ohne sie. Bei ihm verfangen sie sich nicht im Geäst. [...] In zwei Stunden waren wir am Ziel. Wir hatten mehr als einen Tag gebraucht. [...]

Das gab dem Führer Zeit, auf die Jagd zu achten. Es zeigte sich aber nichts; ich machte viel zu viel Geräusch. Denn während sie unhörbar dahin glitten, wie im stummen Film, raschelte es neben mir im Gestrüpp und knisterten unter meinen Sohlen zerbrechende Äste; all dies grobe Kunstfehler in ihren Augen. Sie ließen sich indes keinen Unmut anmerken. Plötzlich deutete Katnò auf einen Baum, ich möchte ihn mit der Waldaxt anschlagen. Er hatte im Vorbeilaufen gesehen, dass oben Bienen in den hohlen Baum hinein flogen, und nun sollte der Honig gewonnen werden. Meine Arbeit ging ihm zu langsam vonstatten. Er nahm mir das Waldmesser aus der Hand und hieb los, dass die Späne nur so flogen. Ich hatte nicht verstanden, worum es sich handelte und war deshalb nicht sehr erfreut, als plötzlich mit dem letzten zerbröckelnden Holzkern Bienen in Unmasse und in unfreundlicher Absicht hervorstürzten und uns wütend überfielen. [...] Die Indianer ließen sich nicht stören, langten in das Innere des Baumes und holten den Honig mit den Fingern hervor, gemischt mit zerbröckeltem, morschem Holze. Sie leckten ihre Finger ab und waren äußerst erfreut über die angenehme Morgenüberrraschung. Zwar klebten Bienen an dem Honig und hingen an ihren Fingern, an den Lippen, im Gesicht, da bei diesen Bienen der Hinterleib nicht abreißt nach dem Stechen; aber sie zogen die kleinen Biester so beiläufig mit heraus, ohne ein Geschrei darüber anzustellen.⁵⁾ [...]

Inzwischen waren die anderen herangekommen, und es ging weiter, Alle mussten die von den aufgeregten Bienen blockierte Stelle passieren, [...].

Wir riefen das Boot herbei. João, der Schwarze, der Einzige, der es bei diesem Wasserstand über den Fluss zu steuern verstand, führte es. Er blieb trotz Zuredens in seinem Boote sitzen, weil er die Indianer fürchtete. Tatsächlich hegen diese gegen Schwarze Verachtung und Abscheu.

Wir nahmen Abschied, innig, von allen. Ihr Bedauern war ehrlich. Wir sollten bald wiederkommen. Das war auch unser Wunsch. Zwei von ihnen fuhren mit hinüber, um einen versprochenen Sack Mais in

Empfang zu nehmen. Freudig nahmen sie ihn, trugen ihn mit leichter Hand hinunter zum Fluss, und bald war die braune Gesellschaft im Grün des Waldes verschwunden.

Montag, 22.1.1917

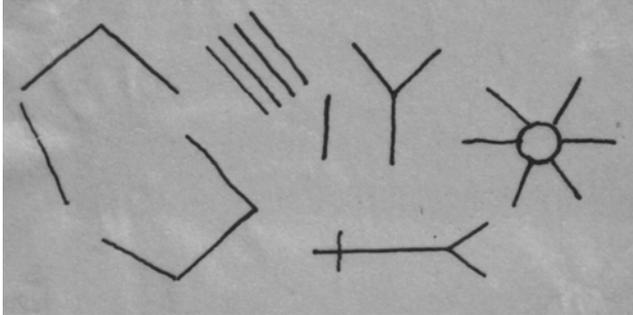


Abb. 14: Alte Steinzeichnungen der Indianer an der Pedra Pintada.

Erholungstag. [...] Morgens suchten wir im Urwald des Südufers eine Stelle auf, die den Ansiedlern durch Felsmalereien der Indianer bekannt ist. Es sind Vertiefungen im Stein, ohne Farbe oder doch heutzutage ohne solche, aus geraden Strichen verschiedener Anordnung bestehend, deren Sinn wir nicht erkannten. Zweifellos sind sie schon sehr alt. Derartige Zeichnungen finden sich im Gebiet des Rio Doçe häufig, zum Teil dicht über dem Fluss in halsbrecherischen Lagen, an Wasserfällen usw. Auch im übrigen Brasilien finden sich derartige Steinzeichnungen.

Dienstag, 23.1.1917

Weiterer Ruhetag. [...] Nur ungern machen sie durch Reiben geeigneter Hölzer Feuer in der so oft beschriebenen Weise. Lieber nehmen sie, auf Reisen beispielsweise, einen glimmenden Ast mit. Wir ließen es uns vormachen. Sie benutzen als Unterlage ein wieches Holz, in dem schon einige Vertiefungen vorgebohrt sind. In diese Vertiefungen wird ein Hartholzstab gestellt und zwischen den Händen gerollt. Hierin liegt die ganze Kunst. Der Stab muss nämlich mit Kraft nach unten gedrückt werden, damit die Reibung möglichst stark ist. Der Indianer nimmt also den Stab zwischen die ausgestreckten Handflächen, fängt oben an und reibt nun die Hände hin und her, dabei von oben nach unten ableitend. Dann fängt er wieder oben an und so weiter. Er quirlt also, nur dass er stark nach unten drückt und dabei von oben nach unten fortschreitet. Alles geht außerordentlich schnell vor sich, und in wenigen Minuten glimmt das erste Feuer auf.⁶⁾

Mittwoch, 24. 1. 1917

Heute wollen wir wieder zu den Indianern. Wir haben alles gut vorbereitet. Die Umstände waren uns aber nicht günstig. Während der Nacht hatte man dem Lingua das Boot gestohlen. [...] Das Boot wurde wieder

gefunden. [...] Ohne Zwischenfall fuhren wir über den heute besonders reißenden Fluss.

Wieder war die Freude allgemein und die Herzlichkeit des Empfanges groß. Wir konnten uns nicht beklagen. Wir hatten einen Sack Maismehl mitgebracht. Er rief ungeheuren Jubel hervor. Hatten doch die Indianer in jenen Tagen dauernd Hunger. Der Fluss ging hoch, der Fischfang war schlecht, die übrige Jagd, aus ähnlichen Gründen, ebenfalls.

Die Burschen von der Fazenda, Brasilianer, die mit uns übergesetzt waren, konnten es nicht unterlassen, die naiven Indianer übers Ohr zu hauen. Einer verkaufte, – verkaufte! –, einen schäbigen Gürtel für 5 Milreis⁷⁾, die der Indianer in Unkenntnis des wahren Wertes aus dem von uns stammenden Gelde bezahlte. Wenn auch der Vorgang an sich unbedeutend ist, so kennzeichnet er jedoch die Grundlage, auf der die beiderseitigen Beziehungen beruhen, Gutmütigkeit auf der einen, Unredlichkeit auf der anderen Seite.

Wir erfuhren in Lajão von unserem Logiswirt Elias, dass er vor Jahren, zu Zeiten des Bahnbaues, zwei Indianermädchen in die Hände zweier fremder Ingenieure gespielt habe, die sie mit nach Rio genommen hatten, wo die eine im Unglück gestorben, die andere aber nach langen Irrfahrten zurückgekehrt war. Dass sie nichts Gutes berichtete, lässt sich denken. Der Elias ging seit dieser Zeit niemals an den Fluss hinab. Eine Zeitlang hatte ihm auf der anderen Seite ein Rachekommando aufgelauert.

Die meisten Übergriffe der Weißen beruhen auf sexueller Basis. Man fragt sich, warum das? Es ist doch nichts Besonderes an den Indianern. Aber es ist so. [...]

Ein eigenartiger Grund für die schlechten Beziehungen zwischen Indianern und Siedlern ist in den Eigentumsbegriffen der ersteren zu suchen. Bei ihnen gibt es nur den Grundsatz: Alles für Alle. Wenigstens in Bezug auf Nahrungsmittel. Was einer findet, wird verteilt. Das kann nicht anders sein. Dieser Sozialismus beruht nicht auf ethischen Erwägungen. Er ist eine Notwendigkeit. Der, der heute findet, hat morgen kein Glück, und derjenige welcher gestern zugeteilt erhielt, ist heute glücklicher Besitzer eines Fischsegens, den er allein gar nicht bewältigen könnte. Der Ausgleich liegt auf der Hand, und die Synökie⁸⁾ musste unter den Bedingungen des Urwaldlebens zu uneingeschränktem Mutualismus⁹⁾ führen. [...]

Kommen sie an eine Pflanzung, und haben sie gerade Hunger, so essen sie, was sie vorfinden. Sie können nicht verstehen, dass dies alles einem einzigen Menschen gehören soll. [...] Die Weißen könnten das verstehen, und, anstatt mit der Flinte dazwischen zu schießen, sollten sie mit dem Häuptling sprechen, der schon für Abhilfe sorgen würde. [...]

Ihren Namen haben sie von dem Botoque, dem Ohren- und Lippenpflock. [...] Sie sind nicht durch blutige Kämpfe dezimiert worden, obwohl [...] die

Beziehungen zu den Siedlern nicht gut sind und früher sicher ebenso gewesen sind. Ihr Zusammenschrumpfen an Volksmasse erklärt sich vielmehr durch natürliche Aufsaugung durch die überlegene Kultur.¹⁰ [...]

In den abgelegenen Gebieten der Staaten Parahiba do Sul, São Paulo, Espírito Santo und Bahia, hauptsächlich in schwer zugänglichen Gebirgen, leben noch einige Tausend dieser Botokuden. Der hier, vom Rio Doce bis zum Staate Bahia hin siedelnde bzw. streifende Stamm, zu denen unsere Freunde gehören, wird auf 30 - 40.000 Mann angegeben. Wahrscheinlich aber ist diese Zahl zu hoch. [...]

Die geistige Höhe der Indianer ist nach kurzem Aufenthalte schwer zu beurteilen. Ihre Auffassungsgabe jedenfalls war oft erstaunlich. [...] Ihre große Vertrautheit mit dem Walde ist leicht verständlich, oft genug beschrieben worden, verblüfft aber doch immer wieder. Seltsam erscheint, dass sie keine Boote bauen. Die nächstliegende Erklärung ist wohl die, dass die Guarani¹¹ von jeher Wald- und Steppenindianer gewesen sind, und zwar im Osten von Brasilien, wo es keine großen Flüsse gibt, die zum Rudern zwingen. Dafür spricht auch ihre Vertrautheit mit dem Gebirge und dem Wandern im Gebirgsurwald. Die Sümpfe und Lagunen dieses Gebietes durchschwimmen oder durchwaten sie, da sie nicht tief sind. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhange auch, dass es hier keine gefährlichen Fische und Krokodile gibt, die das Schwimmen unmöglich machen wie im Amazonasgebiet.

Ihre Nahrung besteht aus allem, was der Wald bietet. Sie kennen zahlreiche Früchte und essbare Kräuter, und sie kommen im Walde nie leicht in Verlegenheit. Die Jagd erstreckt sich auf alles, was fliegt, kriecht und schwimmt. Als Leckerbissen gelten Schlangen, große Eidechsen, das große Waldhuhn Mutum, ein Wels aus dem Fluss usw. Die Zubereitung am Feuer erfolgt durch Braten und Rösten im eigenen Saft. Eingeweide und Gedärme gelten als wohlschmeckend. Wir schossen einst ein Waldschwein, Pekara, das schon 24 Stunden in der prallen Sonne gelegen hatte und schon reichlich haut goût¹² entwickelte. Sie nahmen sofort die Gedärme aus, streiften sie im Wasser einige male durch die Finger und legten sie ans Feuer. Nach ungeduldigem, kurzem Warten wurden sie gierig verschlungen. [...] Größte Delikatesse sind nach allgemeinem Bericht geröstete Termiten. Es handelt sich um große Tiere. Brasilianer haben mir versichert, dass sie tatsächlich gut schmecken.

Über ihre politische Struktur ist wenig bekannt. Was wir sahen, zeigte uns, dass die einzelnen Gruppen einem besonderen bakischu, Häuptling, unterstehen. Er hat, wie aus verschiedenen geschilderten Erlebnissen hervorgeht, ziemliche Gewalt. Man gehorcht, ohne zu widersprechen. Er entscheidet über Streitfragen und regelt die Wanderungen nach Futter- und

Jagdplätzen. Er untersteht seinerseits dem Oberhäuptling im Innern [...].¹³



Abb. 15: Frauen am Flussufer mit Halsketten, die wir ihnen geschenkt hatten.



Abb. 16: Frauen am Flussufer.

Die Kleidung besteht bei den Männern aus dem kurzen Lendenschurz aus Bastgeflecht. Der Penis wird unter die Lendenschnur geklemmt.¹⁴ Die ganze Vorrichtung ist ein Schutz gegen Verletzungen beim Herumstreifen im Waldesdickicht. Die Frauen gehen nackt. Die Schamhaare werden ausgerissen, ebenso die Achselhaare. Nur bei Festlichkeiten schmücken sie sich mit europäischen Fetzen. Lippen- und Ohrenpflocke gelten nicht nur als Schmuck, sondern bezeichnen auch eine gewisse Würde. Wir sahen nur die Frauen der Häuptlingsfamilie mit Lippenpflocken und auch nur nach erlangter Pubertät.

Die Ehe scheint gesetzlich geregelt. Die Ehepaare schliefen in der Hütte gesondert und hatten eigene

Feuerstellen. Die Ehegesetze werden in allgemeinen beachtet, aber nicht übertrieben, wie uns schmunzelnd der Lingua sagte. In der Tat hatten auch wir Ehrenfrauen bekommen, ohne uns dessen bewusst zu werden. Der Dolmetsch-Junior hatte es uns nämlich aus Eifersucht nicht gesagt. Er hatte Keine. Es war zufällig meine Freundin, von der ich oben schon oft gesprochen habe, und vielleicht ist die Tatsache, dass sie immer in meiner Nähe war, auch auf diese Weise zu erklären. Sie werden vom Häuptling abkommandiert. Jeder von uns dreien hatte eine Ehrenfrau; sämtliche waren Frauen von Grenack. [...] Das Verhältnis zwischen Mann und Frau war, so weit wir die Verwandtschaftsbeziehungen überhaupt erkennen konnten, wie alle gegenseitigen Beziehungen im Völkchen gut. Zärtlichkeiten unserer Prägung sahen wir nicht, wahrscheinlich gelten auch hier andere Maßstäbe, und ein Kuss auf den Mund [...] gilt in ihren Augen vielleicht als unschicklich. Aber weder garstige Worte hörten, noch garstige Blicke sahen wir. Allerdings sind die Frauen Muster von selbstverständlicher, stiller Ergebenheit. [...]

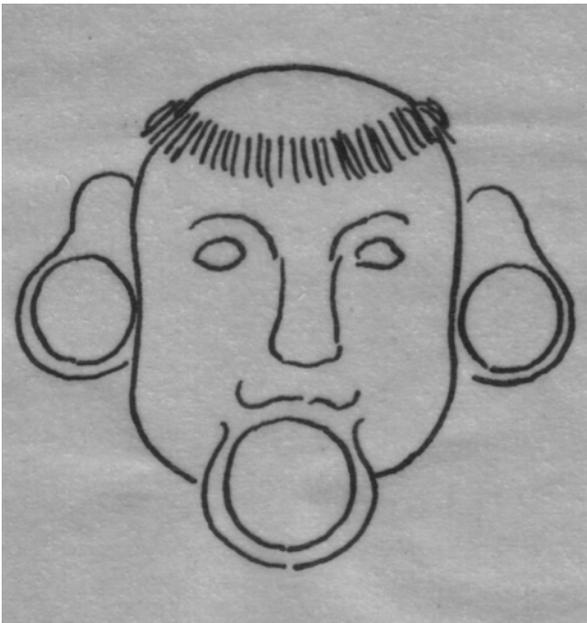


Abb. 17: Haartracht und botoques der Frauen.

Die biologischen Geschehnisse dieses Sektors vollziehen sich in pleno publico. Ob immer, ist vielleicht zweifelhaft. Vielleicht wird der Hauptteil dieser Obliegenheiten [...] nachts abgewickelt. Wir konnten das nicht entscheiden, da wir nachts nicht mit den Indianern zusammen schliefen. Tagsüber jedenfalls war mancherlei zu erleben während der Mittagssiesta. Da es sich um Natürliches handelte, achtete niemand darauf. Es ist aber wohl verfehlt, aus unseren kurzen Beobachtungen allgemeinere Schlüsse zu ziehen. [...]

Die Frauen besorgen die häuslichen Arbeiten, die Männer gehen auf Fischfang und Jagd.

Über die kultischen Beziehungen vermochten wir wegen des Unverständnisses des Dolmetschers wenig

heraus zu bekommen. Das Wort für Gott heißt tupan. Fast alle Tänze haben kultischen Hintergrund, und die dabei gesungenen Lieder religiöse Bedeutung. Sie werden jedoch in einer alten, den meisten nicht mehr verständlichen Sprache gesungen. Vielleicht handelt es sich um eine besondere Männersprache, wie sie in manchen Teilen Brasiliens unter den Indianern bekannt ist. Der Dolmetsch erklärte, die Texte nicht zu verstehen. Die Melodien der Lieder sind höchst einfach; sie bewegen sich monoton auf einigen wenigen Tonstufen. Der Akkord war stets der tonische Durdreiklang; sie waren angenehm überrascht, wenn ich die Dominante dazu sang.¹⁵⁾ Die verheirateten Männer erscheinen zum Tanz mit Urucu-Bemalung¹⁶⁾, die über Nase, Wangen und Kinn herab läuft. Urucu ist die Frucht einer Mimosenart.

Merkwürdig erschien uns, dass die Indianer nur bis fünf zählen. Größere Mengen geben sie durch Wiederholungen wieder. Die Finger werden zur Verdeutlichung benutzt. Auf die Frage, wie lange wir zu laufen hätten, wenn wir zum Zentralstamm reisen würden, antwortete Katnò Morgen, morgen, morgen, morgen, morgen.

Bedeutungsvoll erschien uns die Tatsache, dass sie die Steine für ihre Steinwerkzeuge von anderen Indianern Brasiliens erhandeln, und es ist bezeichnend für die stellenweise noch recht beträchtliche Unerschlossenheit des Riesenlandes Brasilien, dass diese Handelszüge, die bis zu den großen Strömen des Amazonasgebietes und den dort wohnenden Ges-Stämmen führen, zwischen den Zivilisationsinseln unbemerkt hindurchgehen. Die Theorie von der völligen Isolation der Guarani ist also unrichtig. Es wurde uns gesagt, dass in der Trockenzeit große Wanderungen nach dem Innern Brasiliens unternommen werden, bei denen unsere Indianer Waffen tauschen sollen. Tatsächlich hatten sie sich sehr leicht von ihren im allgemeinen sehr sorgfältig gehüteten Bögen und Pfeilen getrennt. Vielleicht stimmt es also, dass sie, als hervorragende Bogenschützen mit der Herstellung vorzüglicher Pfeile bestens vertraut, mit diesen Gegenständen Tauschhandel treiben. Andere Wertgegenstände haben sie nicht.

Wer den Urwald dieser Gegenden und die Entfernungen kennt, bekommt, wie wir, gewaltigen Respekt vor diesen Handelszügen. [...]

Ihre Fähigkeit zu schnellem und ausdauerndem Gehen ist bewundernswert. Bei unserem Rückmarsch hatte ich das zu spüren Gelegenheit gehabt. Während jedoch ich mein Äußerstes hergeben musste, schlenderten sie anscheinend nur durch den Wald. [...]

Inwiefern ihre Weigerung, Güter der Kultur anzunehmen, und ihr Misstrauen in dieser Hinsicht auf üblen Erfahrungen oder auf höherem Befehl beruhten, haben wir nicht aufklären können. Sie nehmen Mais, Farinha und Bohnen von der Regierung als Geschenke freudig an. Wenn sie Hunger haben, schreien sie nach

mehr. [...] ... sie lassen sich durch diese Geschenke, deren Wert in höherem Sinne recht zweifelhaft ist, nicht abhalten, ihren gewohnten Beschäftigungen nachzugehen und ihre alten Künste fleißig zu üben.

Das ist nicht immer die Regel. Am unteren Rio Doce hatten wir so genannte zivilisierte Indianer gleichen Stammes gesehen und besucht. Es war das eine recht unerquickliche Angelegenheit, und viel anders als ein Gang durch das Bettlerviertel einer großen Stadt fiel der Besuch nicht aus. Sie gingen in Kleidern. Ob sie darin schöner aussahen als in ihrem Urzustande, sei hier nicht diskutiert. Sittlicher waren sie durch Verdecken ihrer Nacktheit nicht geworden, das stand ohne Zweifel fest. Die Hütten am Ende des Dorfes, von einigen Indianerinnen bewohnt, und das Treiben in dieser Gegend ließ darüber keinen anderen Gedanken zu. Viel mehr als Betteln, Saufen, Faulenzen taten sie nicht. Ihre alten Künste hatten sie verlernt, und die in der Zivilisation notwendigen hatten sie nicht erworben. [...]

Unsere Freunde waren in dieser Beziehung ganz anders. Schnaps rührten sie überhaupt nicht an, obwohl wir ihnen in dieser Einsicht öfters ein anderes Beispiel boten, denn Schnaps ist Remedio, Arznei, mata a febre, tötet das Fieber. Und wir töteten es des öfteren. Sie taten, als sähen sie das nicht. [...]

Die Geburt wird nach Indianersitte kurz und bündig im Walde abgemacht. Die anderen Frauen helfen; die Nabelschnur wird abgebissen, genau so wie bei Miezekatzens. Das hat das Gute, dass die Wunde nicht nachblutet. Nach kurzer Zeit kommt die Mutter mit ihrem Bündel zurück. Damit ist jedoch die Sache noch keineswegs erledigt. Auch bei den Indianern ist die Geburt eines neuen Weltenbürgers eine ernste Angelegenheit. Die Mutter allerdings ist Nebenperson, ebenso wie der Säugling. Hauptperson ist der Vater. Ihm wendet sich die allgemeine Teilnahme zu. Nicht, weil er wegen der Ankunft eines neuen Kindes bemitleidet wird, nein weil er sehr krank ist. Er empfindet grässliche Schmerzen und muss sich legen. Der Medizinmann eilt herbei; aus seiner besorgten Miene ist abzulesen, dass der Ausgang noch keineswegs feststeht. Nur soviel ist sicher: Der Zustand des Kranken ist besorgniserregend. Er wird sofort auf Diät gesetzt; denn Hungern ist auf alle Fälle gut. Er darf auch nur gewisse Speisen zu sich nehmen. Der Sitz des Leidens ist noch nicht genau festgestellt. Der Medizinmann bläst hier, klopft da, schüttelt den Kopf und empfiehlt bis morgen Bettruhe. Gleich am Morgen wird er wieder da sein. Man sieht übrigens in vielem genau wie bei uns. Das geht tagelang weiter, während die Mutter schon längst ihren häuslichen Verpflichtungen nachgeht. Alles ist froh, wenn nach Tagen endlich der Kranke geheilt ist. Der Medizinmann pustet noch einmal tüchtig, er hat jetzt den richtigen Fleck, und schon fährt die Krankheit heraus und in den Wald hinein.

Besser ist es in vielen Fällen, die Krankheit in einer Flasche, einer Nuss oder etwas ähnlichem aufzufangen und im Feuer zu verbrennen. Sie kann dann nicht wiederkommen. Freilich kostet das doppelte Gebühren.

Das Männerkindbett ist bei zahlreichen Urwaldindianern verbreitet. Es ist unklar, worauf diese Sitte zurückgeht. [...] ¹⁷⁾

Donnerstag, 25.1.1917

Früh am Morgen sollte es zu den Indianern gehen, die gegenüber am anderen Ufer genächtigt hatten. Das Boot kam jedoch nicht zur festgesetzten Zeit. [...]



Abb. 18: Gruppe am Fluss João, der Schwarze, bleibt im Kahn. Im Sande das Schwein, unser Geschenk.

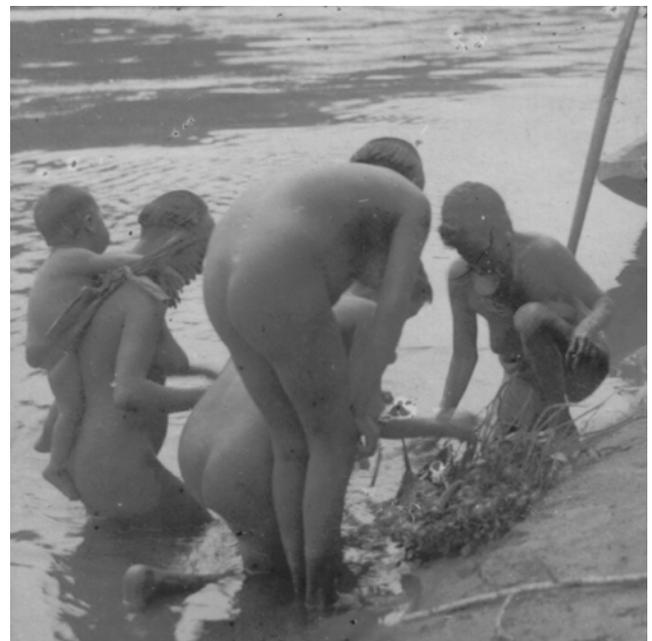


Abb. 6: Frauen beim Reinigen der Gedärme des Wasserschweines.

Gegen Mittag trödelte das Boot heran und wir wurden mit großem Jubel empfangen. Wir hatten auch etwas für den Magen mitgebracht, eine Capivara, ein Wasserschwein, das Schirch vormittags geschossen

hatte. Er mit seiner Beute umringt, und die Frauen führten um ihn herum Freudentänze auf, die kein Ende finden wollten. Allerdings ist eine Capivara auch etwas Delikates.

Wir blieben, bis sich die Sonne neigte, und mussten versprechen, morgen wiederzukommen.

Freitag, 26.1.1917

Beim Morgenbad im Fluss wurde ich von der ganzen braunen Gesellschaft beobachtet. Sie unterhielten sich, wie ihre Gesten zeigten über meine Schwimmtechnik und besonders über das Rückenschwimmen. [...]

Ich beschlich die Frau mit dem Brüllaffen, den ich zu gern gehabt hätte. [...] Ich steckte mich hinter den Ehemann. Verlockend klimperte ich mit einer Blechschachtel voll Münzen. [...] Er war nicht abgeneigt und redete mit seiner Frau, die den Affen ängstlich an sich presste, den Affen und ihren Säugling. Sie sprachen leise miteinander, und siehe! Er wollte nun nicht mehr

[...] Ich verbuchte das Ereignis, obwohl ich abge schlagen war, auf der Aktiva-Seite der Indianer, weil es zeigte, dass hier nicht nur die Gewalt herrscht. Die grenzenlose Ergebenheit der Frauen ist anscheinend nicht nur anerzogen.

Man liest viel über die untergeordnete Stellung der Frau bei den Indianern. Das mag für den extremen Fall und rein formal richtig sein. In dem Alltagsleben aber regeln sich die beiderseitigen Beziehungen in milderer Form. Der natürliche Zusammenhang der Geschehnisse wird weitgehend beachtet, und die Regelung von Fall zu Fall lässt Spielraum genug für menschliche, auch uns sympathische Entscheidungen. [...]

Sonntag, 28.1.1917

[...] Die Indianer sind verschwunden. Der Lingua sagt, sie seien vom Oberhäuptling ins Innere gerufen worden, um Bericht über unsere Anwesenheit zu erstatten. [...]

Anmerkungen

- 1) Die Knollen der im tropischen Brasilien verbreitet angebauten Maniokpflanze sind stärkehaltig, müssen jedoch (abgesehen vom weniger nahrhaften süßen Maniok) von der giftigen Blausäure befreit werden. Es entsteht nach der Trocknung ein körniges, weißliches Mehl, das Farinha genannt wird. Man kann daraus Fladenbrot backen, es vergären lassen oder, mit Wasser angerührt, trinken.
- 2) Hundert Jahre früher berichtete Wied, dass auch die Männer Lippenpflocke, sogar größere als die der Frauen, trugen.
- 3) Der deutsche Ethnologe Koch-Grünberg besuchte Anfang des 20. Jahrhunderts einige Stämme im nördlichen Brasilien und merkte an, dass dieses "kaschiri" genannte Getränk bei den dortigen Wapishana nur von den mit guten Gebissen ausgestatteten jungen Mädchen hergestellt wurde, wodurch es recht appetitlich schien. Er hat sich indes nirgends vom Genuss dieses Getränks abschrecken lassen - ungeachtet des Alters der Frauen und des Zustandes ihrer Zähne.
- 4) Das Einstelltuch warf man seinerzeit als Fotograf über sich und die Kamera, um auf der trüben Mattscheibe das Motiv erkennen zu können.
- 5) Allerdings gibt es im tropischen Brasilien auch "sympathischere" Bienen ohne Stachel. Da hat man hier Pech gehabt.
- 6) Wied bemerkt hierzu, dass sie sich beim Drehen abwechselten, weil es so anstrengend war.
- 7) Milreis waren brasilianische Gold- und Silbermünzen zu 1.000 Reis. 1942 wurde anstelle des inflationären Milreis der Cruzeiro zu 100 Centavos eingeführt, ohne die Inflation allerdings eindämmen zu können.
- 8) Unter Synökie versteht man das Zusammenleben von Organismen verschiedener Arten, wobei die eine Nutzen, die andere keinen Schaden hat.
- 9) Mutualismus bedeutet soviel wie gegenseitige Duldung oder Anerkennung.
- 10) Die Botocudo zeigten sich gegenüber den eindringenden Portugiesen ausgesprochen wehrhaft. Gerade am Rio Doçe hat es bis ins 19. Jahrhundert eine Reihe blutiger Zwischenfälle gegeben. Aber die einschneidendste Ursache ihres Bevölkerungsrückgangs dürften die von den Europäern eingeschleppten Seuchen, v.a. Pocken und Masern, gewesen sein. Wied berichtet, man habe ihnen seinerzeit mit Pocken infizierte Decken "geschenkt", um ihre Zahl zu vermindern. Wetzel hat zweifellos Recht, wenn er die nachfolgend genannten Zahlen für zu hoch hält, doch ist zuverlässiges Zahlenmaterial praktisch nicht zu bekommen. Am Rio Doçe leben heute noch reichlich 100 Botocudo vom Krenak-Stamm, von denen einige (um 1980) sogar ihre Stammessprache noch erhalten haben. Weiter nördlich finden sich bei Porto Seguro noch über 2.000 portugiesisch sprechende Indianer, die zumindest teilweise von ihnen abstammen.
- 11) Wetzel deutet mehrfach an, dass er die Botocudo als den Guarani zugehörig ansieht, sie sind jedoch in die Macro-Gê-Sprachen einzuordnen. Vielleicht verwendeten sie zur besseren Verständigung mit dem Dolmetscher gelegentlich das als Verkehrssprache dienende Guarani.
- 12) Die französische Bezeichnung "haut goût" meint ein leicht verdorbenes Fleisch, dessen angefaulte Oberfläche entfernt wird, während das Innere einen intensiven Fleischgeschmack entwickelt. Die Grenze zur Ungenießbarkeit ist indes nahe.
- 13) Eine solche gruppenübergreifende gesellschaftliche Struktur scheint wenig wahrscheinlich. Vermutlich hat die Übersetzung zu Missverständnissen geführt.
- 14) Das Hochbinden des männlichen Gliedes war unter den Stämmen des tropischen Brasilien weit verbreitet. Zu Wieds Zeiten benutzten die Botocudo zum Schutz vor Verletzungen allerdings eine Art geflochtene Futterale.



- 15) Wetzel äußert sich hier sympathisch-zurückhaltend über die Gesangeskunst der Botocudo, während Wied sich das unfreundliche Wort "Gebrüll" nicht verkneifen konnte. Es ist interessant, dass z.B. der Ethnologe Koch-Grünberg, der "Tourist" und Lehrer Wetzel oder der Reiseschriftsteller Wustmann die gelegentlich rauen indianischen Gebräuche aus durchaus verständnisvollem und sympathisierendem Blickwinkel betrachten können, wo andere nur abstoßende Wildheit bemerkten.
- 16) Die rötliche Urucú-Farbe, die aus dem Fruchtmarm der Bixa Orellana gewonnen wird, findet im Gebiet der brasilianischen Tropen eine weite Verbreitung.
- 17) Das Männerkindbett (die so genannte "Couvade") ist u.a. im tropischen Südamerika weit verbreitet. Man interpretiert den Brauch heute so, dass die bösen Geister getäuscht und vom Neugeborenen abgelenkt werden sollen, bis es nach einigen Tagen oder Wochen genügend eigene Überlebenskraft besitzt.

(Arno Wetzel wurde 1890 im sächsischen Rödlitz (bei Lichtenstein) geboren und absolvierte in Plauen eine Lehrerausbildung. Er nutzte die Möglichkeit einer befristeten Lehrertätigkeit im Ausland und ging 1913 zunächst nach Argentinien, später nach Brasilien. Nach dem 1. Weltkrieg kehrte er nach Deutschland zurück, studierte Zoologie und wurde schließlich Leiter des zoologischen Instituts der Universität Leipzig. Er war dort u.a. an der Herausgabe mehrerer zoologischer Fachwerke beteiligt. Nach Brasilien

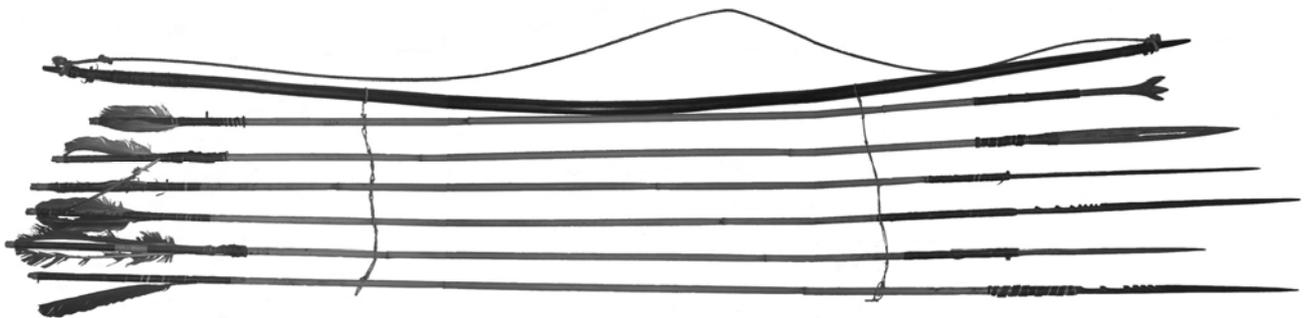
konnte er zu seinem Leidwesen nicht mehr zurückkehren. Auch nach seiner Emeritierung noch aktiv in der Betreuung studentischer Arbeiten tätig, starb Arno Wetzel 1977 in Hohenstein-Ernstthal.

Seine Kinder und Enkel haben die ursprünglich nur für die Familie bestimmten Aufzeichnungen freundlicherweise Amerindian Research zur Verfügung gestellt und diese Veröffentlichung ermöglicht.

Textauswahl und Anmerkungen: R. Oeser, Amerindian Research; Übersichtskarte und Abbildung 1 von Amerindian Research eingefügt; alle anderen Abbildungen aus Familienbesitz.)



Pfeilspitzen (s. nachfolgende Abbildung.)



Den Bogen und die sechs Pfeile brachte Arno Wetzel nach Deutschland zurück (Familienbesitz).

Anzeige:

Verein Regenzeit e. V. | Paul-Gruner-Strasse 42 | 09120 Chemnitz



Kleine Projekte – Große Hilfe

Initiierung und Finanzierung von Projekten zur Schaffung von Verdienstalternativen zum Raubbau an der Natur, medizinische Versorgung der Ureinwohner und Bau einer Wiederauswilderungsstation im Bolivianischen Regenwald.

www.urwaldprojekte.de – www.madidi.de

Ktnr.: 3557006220

Bank: Sparkasse Chemnitz

BLZ: 87050000

Die Chinelos



Chinelo-Tänzer mit Masken und verzierten Kopfbedeckungen [Foto: U. Thiemer-Sachse]

Wenn ich in den Himmel kommen kann
- durch Gnade oder Mitleid –
schwöre ich, dass ich selbst im Angesicht Gottes
auch den Chinelo tanzen werde.

Gemäß der mündlichen Tradition ist das berühmte Töpferdorf Tlayacapan in der Nähe des Vulkans Popocatepetl – im mexikanischen Staat Morelos – der Ort, an dem der Chinelo-Tanz entstand. Das bedeutet, dass man auch dort die Tracht der Tänzer erfunden hat. Heute benutzt man brillierende Farben für die Trachten und konischen Hüte. Aber es ist möglich, dass die Vermummung von den Uniformen der belgischen Soldaten inspiriert worden ist, welche die französischen Truppen begleiteten, als sie 1862 in die Region eindringen. So kann man sagen, dass diese Sitte des "Festes des Sprungs" nur seit ungefähr 140 Jahren lebt. Aber es gibt auch die Meinung, dass dieser Tanz vorspanische Wurzeln hat und Teil eines Rituals war, das den Reichtum des Tamoanchan genannten Paradieses der Samen und Blumen, Schmetterlinge und vielfarbigem Federn symbolisierte. Heutigen Tages finden wir sie in dem Trachtenschmuck repräsentiert. Man weiß nicht genau, woher die Bezeichnung dieser Tänzer kommt. Man denkt, dass sie ihren Ursprung im aztekischen "tzinelo" hat und einen ausschweifenden Tanz bedeutet.

Der Tanz hat sich nicht nur über viele Dörfer von Morelos verbreitet, so ist er z. B. in Tepotzlán, Yautepec, Jojutla, Temixco, Atlatlahucan, und selbst in der Stadt Cuernavaca zu beobachten. Er verbreitet sich auch im Staate Estado de México und bis nach Hujotzingo in Puebla.

Man nimmt an, dass die Chinelo-Tracht zu Anfang relativ bescheiden war. Aber dies war die Grundlage, auf der sich die komplizierten Trachten aus besticktem Samt entwickelten, die speziell in Tepotzlán gesehen werden können. Man weiß, dass die Tänzer dieses Ortes große Mengen von Arbeit und Geld darin investieren. Das ganze Jahr hindurch schaffen sie neuen Perlenschmuck. Einige ihrer eleganten Trachten und Hüte übersteigen den Wert von 10 000 Pesos, d.h. rund 1000 Euro.

Über ihre Hosen haben sie eine Art Tunika gestreift, die bis zu den Knien oder noch weiter nach unten reicht. Über den Rücken tragen sie einen Umhang aus Gaze, der auf unterschiedliche Art dekoriert ist. Man kann darauf sogar mythologische oder historische Persönlichkeiten entdecken. Die Chinelos tragen starkfarbige Strümpfe und Sandalen oder Schuhe. Zuweilen tragen sie ein langes, spitzes Schwert. Ihre Hände sind mit sehr engen Handschuhen, in der Mehrzahl von weißer Farbe, bedeckt. Auf dem Kopf tragen sie als Kopfputz einen hohen Hut, der mit Straußenfedern oder deren Imitation geschmückt ist, die in verschiedenen Farben leuchten. Um zu garantieren, dass der Hut während

der Sprünge nicht herunterfällt, ist er mit einem Band unter dem Bart befestigt. Letzterer, aus schwarzen Schnüren gefertigt, endet in einer leicht nach oben gebogenen Spitze. Das Gesicht ist hinter einer Maske aus verzierter Gaze versteckt.

Das Fest beginnt mit einem Kanonendonner oder, besser gesagt, mit dem Signal abgeschossener Feuerwerkskörper. Wenn so der Beginn des Festes bekannt gegeben worden ist, beginnen die Chinelos mit ihrem feierlichen Zug in Richtung Hauptplatz. Die Tänzer sind in Trupps organisiert, die aus den verschiedenen Ortsteilen kommen. Sie werden von einem Vortänzer mit einer Fahne angeführt, welche die Symbole und den Namen der Gruppe trägt. Vorweg marschiert die Musikgruppe. So präsentieren sie sich in einem friedlichen Wettstreit. Die Männer und sogar die kleinen Jungen beginnen zu springen. Sie tanzen stundenlang, ohne aufzuhören. Im Karneval versuchen sie, drei vollständige Tage hintereinander zu springen. In der Karwoche, speziell am Ostersonnabend, wiederholt sich der Tanz. Die Dorfbevölkerung verliert nicht die Gelegenheit teilzunehmen, auch wenn sie keine Tanztracht hat. Die Frauen allerdings nehmen an den Sprüngen nicht teil, sondern bilden das Publikum, das bei besonders akrobatischen Sprüngen applaudiert. Von Zeit zu Zeit versucht eine

Mutter, ihrem kleinen Sohn zu helfen, sich inmitten der Menge der Springer zu orientieren. Die ganz Kleinen haben Schwierigkeiten, den Männern in der Reihe der Tänzer zu folgen. Denn wegen ihrer Kleinheit fehlt ihnen die notwendige Orientierungsmöglichkeit, vor allem, weil die Verkleidung einen einigermaßen klaren Überblick verhindert.

Man sagt, dass die Chinelos nur anhalten, um Maisklöße zu essen oder Pulque und heutigen Tages Bier zu trinken. Bei den Sprüngen wird mit den Füßen abwechselnd auf den Boden geklopft. Die Melodien, die für die Chinelos von den Musikgruppen gespielt werden, provozieren die Bewegung in einfachen Figuren: zwei Reihen während des Zuges zum Platz, kleine Kreise mit gestreckten Armen und mit der Hand am Gürtel des Vordermannes, so dass sich eine Art Schlange bildet. Wenn sie auf dem Hauptplatz selbst angekommen sind, lösen sich die Reihen auf. Jeder Tänzer tanzt und springt dann individuell in beliebigen Vorwärtsbewegungen. Die Kraft und die Begeisterung für den Tanz sind das attraktivste dieser religiösen Feste. Die Darstellung der fröhlichen Gruppe ist für die Leute wichtiger als das Ritual in der Kirche. Dort entzündeten sie nur Kerzen und Kopal-Weihrauch vor dem Ortsheiligen.

(Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse)

Besuch beim "Lone Buffalo"-Bisonprojekt der Familie Red Cloud



"Lone Buffalo"

Am 23 Juni 2007, dem 3. Jahrestag des Bisonzuchtprojekts, konnte die Familie Red Cloud die Weidefläche für ihre Bisons verdoppeln, indem sie angrenzendes Land dazu gepachtet hat. Deshalb musste ein zusätzlicher Zaun gezogen werden. Bei 45°C war das zwar eine sehr anstrengende, doch auch sehr beglückende Arbeit.

Im Jahr zuvor wurden, ein Jahr früher als erwartet, 8 Bisonkälber geboren. Die Herde wurde weiter vergrößert und so rechnete die Familie für das Jahr 2007 mit noch mehr Nachwuchs. Aber die Bisons waren wohl nicht so bei Laune, denn im letzten Frühjahr wurde nur ein einziger Bisonbulle geboren. Dies war für die Familie jedoch kein Grund zur Enttäuschung, denn für sie war es ein Zeichen. Sie sahen in dem kleinen Bisonbulle - "Lone Buffalo", der sich wieder gezeigt hat, er hat dem Projekt auch den Namen gegeben.

Die Familie dankt jedem Einzelnen, der sie bisher finanziell bei diesem ihrem Projekt unterstützt hat, denn nur durch diese Unterstützungen konnte die Bisonzucht

während der Zeit, in der sie noch keinen Gewinn abwirft, am Leben gehalten werden. Noch immer ist dieser Zeitpunkt, dass sich das Projekt selbst trägt, nicht gekommen, da die Herde noch zu klein ist und noch keine Tiere verkauft oder geschlachtet werden können. Der harte Winter erforderte hohe Ausgaben für das Zufüttern von Stroh und nun steht die Pacht für das zusätzlich gepachtete Land wieder bevor. Aus diesem Grunde bitte ich für die Familie Red Cloud um weitere Unterstützung, damit es ihnen wirklich gelingen kann, das Projekt zum Erfolg zu führen.

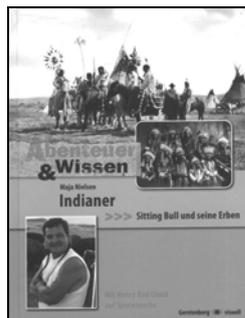
Hier das Spendenkonto für das Bisonprojekt:

AGIM - Aktionsgruppe Indianer & Menschenrechte
e.V. Stadtparkasse
München
BLZ 701 500 00, Konto: 17-223470
Stichwort: Bisonprojekt, Red Cloud

Kontakt:

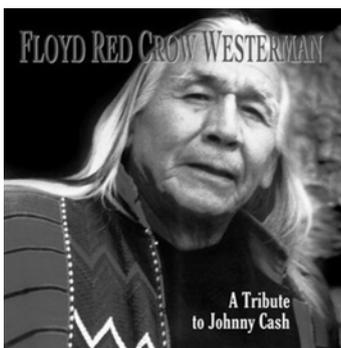
Cornelia Bauer
Tel.: 0 81 22 - 4 83 61
cornelia@villageearth.org
www.redcloud.net.tc

(Text & Bild: Cornelia Bauer)



Buchtipps:
Die Geschichte der Lakota, von Beginn bis zu Red Clouds Bisonzucht.
Maja Nielsen - Sitting Bull, Red Cloud und ihre Erben,
Gerstenberg Verlag.
Auch als Hörbuch, Headroom Verlag.

Floyd Red Crow Westerman ist gestorben



Am 13.12.2007 erlag Floyd Westerman den Folgen einer Lungenentzündung in einer Klinik in Marina del Rey / California.

Floyd "Red Crow" Westerman war ein Dakota. Er wurde am 17.8.1936 auf der Sisseton - Wahpeton - Reservation geboren. Er hinterlässt seine Frau, vier Töchter und einen Sohn. Seine letzte Ruhestätte wird er in Veblen, Süd Dakota, bei dem Grab seiner Mutter finden.

Als Schauspieler ist er weltweit bekannt: Ob als Uncle Ray Firewalker in "Walker, Texas Ranger" (1993-1994), Albert Hosteen in "AkteX" (1995-1999), No Ears in "Buffalo Girls" (1995), Chief Eagle Horn in "Hidalgo" (2004) oder Sitting Bull in "Son of the Morning Star" (1991) um nur einige zu nennen, stets spielte er glaubhaft und authentisch Indianer-Geschichte in allen Epochen.

Er selbst stand aber der Musik näher und ist in Amerika auch ein bekannter Musiker, der in seinen Liedern auf die Probleme der Indianer hinweist. Sein erstes Album erschien 1970 mit dem Titel "Custer Died For Your Sins", seine letzte CD "A Tribute to Johnny Cash" erschien 2006, für die er 2007 den "NAMMY- (Native American Music Awards) in der Sparte "BEST COUNTRY RECORDING" erhielt. Im September stand er noch vor der Kamera für den Film "Swing Vote", zusammen mit Kevin Costner - mit dem er auch im Film "Der mit dem Wolf tanzt" zu sehen ist.

Er war auch von Beginn an in der Red Power Bewegung involviert, Sprecher der AIM (American Indian Movement) und bei vielen Aktionen beteiligt.

Im "Eyapaha Institute" unterstützte er indianische Jugendliche in vielen Projekten. Auch für Naturschutz und die Indianer Südamerikas setzte er sich ein. So war er in den 90er Jahren mit Rockstar Sting auf Tour für den Erhalt der Regenwälder.

Er war ein enger Freund von Vernon Bellecourt (gestorben 2007), Vine Deloria Jr. (gestorben 2005) und Dennis Banks.

(Frank Langer)

Wärme spenden – Solarheizanlagenprojekt in Pine Ridge



Henry Red Cloud und Richard Fox in der Werkstatt von Lakota Solar Enterprises

Das Leben auf der Pine Ridge Reservation in Süd Dakota ist gezeichnet von Arbeitslosigkeit, Armut und sozialen Problemen, aber auch von der starken Verbundenheit der Lakota zur Natur. Die Winter dort sind sehr hart und die dadurch entstehenden enormen Heizkosten übersteigen die finanziellen Mittel der Familien. Das Solar Projekt gibt ihnen neue Hoffnung. Durch die von Henry Red Cloud und Trees, Water & People (TWP) kostenlos installierten Solarheizanlagen können die Familien ihre Kosten erheblich senken. Der von Henry Red Cloud im Jahr 2005 gegründete Betrieb, Lakota Solar Enterprises, schafft Arbeitsplätze auf der Reservation und erzeugt ein Gefühl des Stolzes. Spenden Sie Wärme für Lakota Familien, indem Sie das Projekt finanziell unterstützen, wodurch weitere Solaranlagen installiert werden können.

Spendenkonto - Lakota Solarprojekt:
Förderverein für bedrohte Völker e.V.
Postbank Hamburg
BLZ: 20010020, Konto: 7400201
Stichwort: Lakota Solarprojekt (unbedingt angeben)

Sie erhalten, wenn Sie Ihre vollständige Adresse auf dem Überweisungsträger angeben, eine Spendenbescheinigung, die Spenden sind in Deutschland steuerlich absetzbar. Für jede Spende von 280.-€ wird von TWP zusätzlich ein Zertifikat ausgestellt.

Kontakt:
Cornelia Bauer
Tel.: 0 81 22 - 4 83 61
cornelia@villageearth.org
www.redcloud.net.tc

Falls Sie sich zu einer Spende entscheiden, wäre es nett, wenn Sie mir dies persönlich per e-mail mitteilen würden.

(Text & Bild: Cornelia Bauer)



Der Deutsch-Peruanische Freundschafts- und Kulturkreis e.V.



Im Februar 1988 wurde unser Verein "Deutsch-Peruanischer Freundschafts- und Kulturkreis e.V." in Bonn gegründet. Von Anfang an wollten wir armen Menschen helfen und kamen nach anfänglich kleineren Projekten 1990 mit der Behindertenschule für körperlich und geistig behinderte Kinder der Schule "Don José de San Martín" in Cusco (Peru) in Verbindung. Das Schulgebäude war ein besserer Rohbau mit Wasser und Strom. Es gab nur Betonböden, auf die wir Holzböden legten. Die Schule bekam einen Herd und einen Erste-Hilfe-Raum. Man könnte nun alles aufzählen, was von uns in der Schule finanziert

wurde. Im Laufe der Jahre ist viel zusammengekommen. Besonders hervorheben möchte ich aber einen Raum mit Nähmaschinen, an denen die Mädchen z. B. Schürzen sehr sauber und exakt nähen und eine Werkstatt für Jungen, in der diese lernen, mit Holz zu arbeiten. Dort stellen sie unter anderem Holzpuzzel für Kinder her. Die Kinder werden so auf ein Leben nach der Schule vorbereitet. Wir bauten auch einen Hühnerstall, durch den die Kinder lernten, mit Hühnern umzugehen. Genähtes und Holzarbeiten werden in dem von uns erstellten Verkaufsraum angeboten.

In der Vorweihnachtszeit finanziert unser Verein eine Weihnachtsfeier, auf der die Kinder eine Tasse Kakao, ein Spielzeug und ein warmes Essen bekommen. Als ich 2003 die Schule besuchte, kam ein kleines Mädchen zu mir und bat mich, ihr zu Weihnachten doch wieder eine Puppe zu schenken. Das hat mir gezeigt, wie wichtig die Weihnachtsfeier für die Kinder ist und dass wir die Kinder nicht enttäuschen dürfen. Für uns ist es eine Freude, die Kinder glücklich zu machen und wir freuen uns für die Kinder über jede Spende.

Postbank Köln
Kontonummer 362224507
BLZ 37010050

Heidi Kind (Vorsitzende).

Anzeige:



Große rem-Sonderausstellung 2008

URSPRÜNGE DER SEIDENSTRASSE

Sensationelle Neufunde aus Xinjiang, China

Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

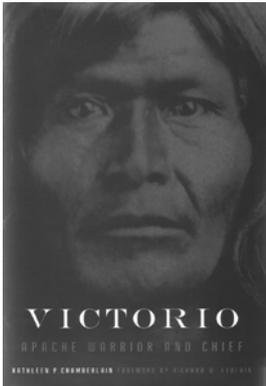
9. Februar - 1. Juni 2008

Prachtvolle Kleidungsstücke in leuchtenden Farben, edle Schmuckstücke aus Gold, kunstvoll geflochtene Körbe und zierliche Figuren, Fellmäntel, Masken, bestickte Seidenjacken rufen Erstaunen hervor. Man sieht den Objekten ihr stolzes Alter von bis zu 4000 Jahren und mehr nicht an. Mit über 190 Objekten bietet die Ausstellung spannende Einblicke in ein bislang weitestgehend unbekanntes frühes Kapitel der sagenumwobenen Seidenstraße.

Bild: In Holz gearbeiteter Körper mit Maske und Kleidung eines Verstorbenen, Östliche Han- bis Jin-Zeit (25 bis 420 n. Chr.)

© Cultural Heritage Bureau of Xinjiang Uygur Autonomous Region, China

Rezeensionen



Kathleen B. Chamberlain:
Victorio. Apache Warrior and Chief.

Norman: University of Oklahoma Press, 2007.
ISBN 978-0-8061-3843-5,
272 Seiten, gebunden, Karten, SW-Fotos, \$ 24,95. (in engl. Sprache)

Victorio war Häuptling der Chihenne ("rotbemalte Leute"), einer Untergruppe der Chiricahua-Apache. Stellten frühere Historiker lediglich die kriegerischen Ereignisse im Leben des Victorio dar, wird er hier auch als Mensch beschrieben. Das war insofern schwierig, als er weder (überlieferte) Reden hielt, noch Briefe diktierte.

Seine erste namentliche Erwähnung als "Bi-duye" findet sich 1853 im Zusammenhang mit einer Versorgungsvereinbarung, einer Art Friedensvertrag. Aus dem Jahr 1856 wird er im Zusammenhang mit einem räuberischen Streifzug nach Mexiko erwähnt.

Interessant ist die Darstellung seiner familiären Verhältnisse. Da ihn seine indianischen Zeitgenossen zum Zeitpunkt seines Todes auf etwa 55 Jahre schätzten, wurde er wahrscheinlich zwischen 1820-1825 geboren. Die Namen seiner Eltern sind unbekannt. Er hatte vier Schwestern, aber anscheinend keinen Bruder. Eine seiner Schwestern heiratete den bekannten Apachenhäuptling Nana. Seine jüngste Schwester, etwa 20 Jahre jünger als Victorio, war die berühmte "Kriegerin" Lozen.

Der mündlichen Überlieferung zufolge heiratete Victorio 1846 zum ersten Mal. Die 1848 geborene Tochter Diltch-cleyhen heiratete später Mangas, den Sohn des berühmten Häuptlings Mangas Coloradas. (Sie wurde über 70 Jahre alt.) Einige Jahre nach Diltch-cleyhen wurde der Sohn Washington geboren, dann von seiner zweiten Frau (geheiratet um 1860) zwei namentlich unbekannte Kinder, vermutlich Töchter, und 1872 von der dritten Frau (geheiratet um 1870) der jüngste Sohn Charlie Istee. Diese dritte Frau, angeblich eine Schwester seiner zweiten, starb wenige Wochen nach der Geburt des Sohnes. Kurz darauf kam seine zweite Frau durch die Hand weißer Banditen ums Leben.

Im Sommer 1879 wurde Victorios Mutter gemeinsam mit seiner ersten Frau und anderen Apache in Warm Springs von Soldaten getötet. Seiner ältesten Tochter Diltch-cleyhen zufolge war dies das auslösende Ereignis für den letzten, mit seinem Tod endenden Streifzug durch New Mexico, Texas und Chiricahua zwischen Oktober 1879 und Oktober 1880. Mitte 1880 wurde auch Sohn Washington von US-Soldaten während einer Verfolgungsjagd getötet.

In der Literatur finden sich widersprüchliche Schilderungen von Victorios Persönlichkeit. General Oliver O. Howard beschrieb ihn als unzugänglich, so dass er einen "wildem" Eindruck machte, revidierte seine Aussage aber später und nannte ihn einen Mann mit "großer Charakterstärke". Der Indianeragent John Clum war von Victorios Führungseigenschaften beeindruckt und machte ihn zu einem Mitglied des indianischen Gerichtshofs der San Carlos Reservation.

Die Autorin hinterfragt kritisch, warum die Behörden Victorio und seinen Leuten nicht gestatteten, in dem von Weißen nur sehr

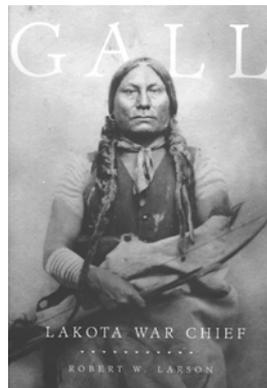
dünn besiedelten Gebiet von Warm Springs (Ojo Caliente) zu bleiben, sondern auf der Umsiedelung in das von Klapperschlangen beherrschte Gebiet von San Carlos bestanden.

Victorio wird als Mensch, der persönliche Tragödien durchlitt, wie auch als Anführer seiner Gruppe vor den Hintergrund der Kultur und Geschichte der Apache gestellt. Ohne die Fakten zu beschönigen, wird er als erbarmungsloser Krieger geschildert, der mexikanische Frauen und Kinder entführte und Mexikaner ohne Nachdenken tötete.

Die Autorin stellt aber auch die Gegenseite dar: Die mexikanische Praxis, Prämien auf die Skalps von Apache auszusetzen und den Verdrängungskampf der USA, der für die Apache in unfruchtbaren Reservationen endete, in denen sie sich weder selbst ernähren konnten noch ausreichend versorgt wurden.

Es finden sich Beispiele, die Victorio als verständnisvollen Menschen und kompromissbereiten Verhandlungspartner zeigen. Erst als eine seiner Frauen im Kindbett starb und die beiden anderen Frauen nacheinander von US-Amerikanern ermordet wurden, zeigte sich Victorio zunehmend aggressiv und brutal, bis er nach einer langen und erbarmungslosen Jagd durch US- und mexikanische Truppen unter General Joaquin Terrazas am 10.10.1880 in einem Tres Castillos genannten Gebiet im Norden Mexikos den Tod fand.

Mit diesem geradezu spannend geschriebenen biografischen Sachbuch legt die Autorin, Professorin für Geschichte an der Eastern Michigan University, ein sowohl faktenreich als auch verständnisvoll geschriebenes Zeitdokument vor. RO



Robert W. Larson:
Gall. Lakota War Chief.

Norman: University of Oklahoma Press, 2007.
ISBN 978-0-8061-3830-5,
301 Seiten, gebunden, SW-Fotos, \$ 24,95. (in engl. Sprache)

Als enger Freund von Sitting Bull spielt der Kriegsführer Gall spätestens seit etwa 1870 eine wichtige Rolle in der Geschichte der Hunkpapa-Lakota. Das vorliegende Buch schildert detailliert seine schon zu Lebzeiten umstrittene, mitunter zwielichtige Persönlichkeit. An der Seite Sitting Bulls wurde er Mitglied der exklusiven Kriegergesellschaft "Starke Herzen" und zeigte bei vielen Gelegenheiten seine herausragende Tapferkeit. Gleichzeitig fühlte er sich im Gegensatz zu Sitting Bull und Crazy Horse von den Forts und Handelsstützpunkten der Weißen magisch angezogen und war stets geneigt, Zuwendungen und Lebensmittel anzunehmen.

Der Autor schildert das Leben Galls in chronologischer Folge und macht auch mit dem bisher wenig bekannten familiären Umfeld Galls bekannt.

Breiten Raum nehmen die kriegerischen Ereignisse ein, bei denen Gall eine zentrale Rolle spielte. Gleichzeitig wurden legendäre Bestandteile seiner Biografie kritisch untersucht. So die Frage, warum er 1876 nicht an der Schlacht am Rosebud River gegen General Crook teilnahm, und ob er wenige Tage später am Litte Big

Horn tatsächlich die zentrale Rolle spielte, die er später für sich reklamierte und die ihm Historiker seit Generationen zubilligten.

Als sich Gall nach vier Jahren kanadischen Exils im Dezember 1880 von Sitting Bull trennte, um in die USA zurückzukehren und in einer Reservation zu leben, markiert dies den endgültigen Bruch mit seinem alten Kampfgefährten und Freund Sitting Bull. Von nun an löste sich Gall konsequent von der traditionellen Lebensweise seines Volkes und versuchte, sich der Kultur der Weißen anzupassen. Die Hintergründe und die Widersprüchlichkeit seiner Verhaltensweisen werden vom Autor überzeugend und faktenreich herausgearbeitet.

Die Biografie Galls ist eine ausgewogene und überzeugende Schilderung indianischer Verhaltensweisen in der Übergangsperiode von der traditionellen Lebensweise zur frühen Reservationszeit. Robert W. Larson ist Professor für Geschichte an der University of Northern Colorado. . RO



Bernd Teichert und Christoph Rust (Hrsg.): Nasca Symposium 2006.
 Dresdner Kartographische Schriften, FB Vermessungswesen/Kartographie der Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden (FH), Dresden 2007. ISSN 1436-0004, 154 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen, € 18,00. (zzgl. Versand) Zu beziehen: HTW Dresden, Prof. Bernd Teichert, teichert@htw-dresden.de, Fax: 0351-4622191

Vom 21. bis zum 23. Juni 2006 fand am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld ein internationales Symposium zur Nasca-Kultur statt. Die Organisatoren Prof. Christoph Rust aus Bielefeld und Prof. Bernd Teichert aus Dresden hatten dazu Vertreter unterschiedlicher Disziplinen eingeladen. Neben Archäologen saßen daher auch Vermessungswissenschaftler, Sprachforscher und Künstler zusammen.

Das Symposium war für alle Beteiligten ein Erfolg, man einigte sich darauf, dass eine solche Veranstaltung nicht einmalig bleiben darf. Außerdem will man zukünftig die Forschungsaktivitäten mehr koordinieren.

Leider dauerte es mehr als ein Jahr, bis die Beiträge des Symposiums publiziert werden konnten. Aber das Warten hat sich gelohnt.

Bis auf zwei sind alle Diskussionsbeiträge im Band versammelt. Natürlich ist es nicht immer einfach, einen gut gestalteten PowerPoint-Vortrag in den Druck zu bringen. Aber an der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) Dresden fanden sich ein paar enthusiastische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die neben ihrer eigentlichen Arbeit einen gut gelungenen Sammelband gestaltet haben. Man hat sich für einen farbigen Druck entschieden, wodurch die Wirkung der Bilder viel besser ist, als mit Schwarz/Weiß-Abbildungen.

Die einzelnen Beiträge bieten ein umfassendes und sehr informatives Spektrum über den aktuellen Stand der Nasca-Forschung. Zumindest in deutscher Sprache liegt bisher keine derart umfassende und aktuelle Publikation zu diesem Thema vor.

Ana Maria Cogorno (Lima) berichtet über die Zerstörung und die Rekonstruktion der berühmten Linien von Nasca.

Alex Cerveny (Sao Paulo) ließ sich als Grafiker zu einigen bemerkenswerten Werken inspirieren. Er berichtet anhand eines Projektes mit Kindern über die Erfahrungen mit dem Anlegen großformatiger Bodenfiguren.

Joachim Born (Jena, inzwischen Gießen) befasst sich mit der Darstellung von Maria Reiche und Nasca in der virtuellen Realität. Zugleich stellte er aber klar, dass gerade das Internet zwar zur Orientierung zwecks Informationen sehr dienlich ist, man aber selten die richtigen wissenschaftlichen Aussagen bekommt.

Katarina Schreiber (in Zusammenarbeit mit Josué Lancho Rojas; Santa Barbara) stellt ihre Version über das Wasser-System der Nasca dar. Dabei spielen die puquios (künstlich angelegte Wasserlöcher) eine wichtige Rolle, jedoch ist deren Erforschung noch in den Anfängen.

Markus Reindel, der mit seiner jahrelangen Kampagne in Palpa, einem Nachbartal von Nasca, entscheidende Beiträge zur Erforschung der Nasca-Kultur leistete, stellt die Ergebnisse der Grabungskampagne im Palpa-Tal vor. Durch jahrelange, systematische und vor allem breit gefächerte interdisziplinäre Arbeit konnte Reindels Team einen immensen Wissenszuwachs zur Nasca-Forschung beisteuern.

Jörg Fassbinder (München, in Zusammenarbeit mit Tomasz Gorka) beschreibt die geophysikalischen Untersuchungen in der Region. Er hat festgestellt, dass die Linien als magnetische Anomalie zu erkennen sind.

Virginia Yep aus Berlin befasst sich mit der Musik in der Nasca-Region. Einziges Manko des gedruckten Berichtes ist das Fehlen der musikalischen Beispiele – aber ein Buch kann leider nicht alles abbilden.

Bernd Teichert aus Dresden berichtet über die astronomisch orientierten Forschungen, die auch mit großer Unterstützung des Vereins "Maria Reiche" in Dresden und der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) Dresden durchgeführt werden konnten. Seit Jahren forschen die Wissenschaftler aus Dresden in Nasca und geben regelmäßig den Studierenden die Möglichkeit, ihr frisch gewonnenes Fachwissen in der Praxis in Peru anzuwenden und so noch während der Ausbildung entscheidende Beiträge zur Erforschung eines der großen Geheimnisse der menschlichen Kultur zu leisten.

Gerade darüber berichtet Christiane Richter (Dresden), die selbst seit Jahren im Nasca-Projekt der HTW Dresden mitarbeitet und dort die studentischen Arbeiten zur Vermessung und Digitalisierung des Geländemodells mit betreut.

Karel Pavelka (Prag) befasst sich mit der Einmessung der Steinzeichnungen, der Petroglyphen. Hier wird wiederum ein ganz anderes Forschungsfeld vorgestellt, hatten sich doch bisherige Forschungen stark auf die Linien in der Ebene von Nasca orientiert. Die Umzeichnung der Zeichnungen mittels Vektorisierung ist nicht unumstritten, da es mehrere Versionen gibt, wie man ansetzen muss, um ein zwei- oder dreidimensionales Computerbild zu erhalten.

Michael Tellenbach aus Mannheim stellt seine Theorie vor, wonach es in Peru bereits eine schnell drehende Töpferscheibe gegeben hat. Anhand von detaillierten Messungen mittels Computertomografie war man am Reiss-Engelhorn-Museum auf Spiralformen an der Innenseite von Keramiken gestoßen. Vor allem, weil noch keine Töpferscheiben oder Radformen in Südamerika gefunden worden sind, sieht sich Tellenbach vehementer Kritik ausgesetzt. Neue Ideen setzen sich leider immer schwer gegen althergebrachte Meinungen durch. Der mit zahlreichen Grafiken unersetzte Bericht ist ohne Zweifel einer der interessantesten des Bandes. Der Leser kann sich so sein eigenes Bild von Tellenbachs Theorie machen.

Christiane Clados (Madison/Berlin) befasst sich in ihrem Beitrag mit der Ikonografie auf den Nasca-Keramiken und kommt zu einigen interessanten Schlüssen.

Der Symposiumsbericht ist für jeden an der Nasca-Kultur Interessierten eine sehr gute Möglichkeit, aktuelle Forschungsergebnisse aus erster Hand zu erhalten. Das breit gefächerte Themenspektrum und die Aktualität sind zwei gewichtige Argumente für diesen Band. MK





David Harvey:
Kleine Geschichte des Neoliberalismus.
 Zürich: Rotpunktverlag, 2007.
 ISBN 978-3-85869-343-3,
 280 Seiten, € 24,00.

Viele von unseren Lesern werden eine Zeit erlebt haben, die später in den Geschichtsbüchern als der Beginn des Neoliberalismus erläutert werden wird: das Ende der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Prägnante politische Vertreter dieser Ära sind Deng Xiaoping, Margaret Thatcher, Ronald Reagan und Paul Volcker (US-Notenbank). So manches Ereignis, das wir damals nicht deuten konnten, wird jetzt in einem äußerst fundierten und verständlich geschriebenen Buch erläutert. Der Professor für Anthropologie hat sich an ein Thema gewagt, das auf den ersten Blick sicher nicht zu seinem Fachgebiet gehört. Jedoch wird der Leser beim Lesen schnell merken, dass hier ein sehr intelligenter Wissenschaftler seinen Standpunkt zur Entwicklung des Neoliberalismus vertritt, mitunter auch mit zu erkennender politischer Motivation – jedoch dürfte die Darstellung eines solchen aktuellen Themas kaum vollkommen wertefrei möglich sein. Harveys Darstellung ist sehr verständlich, nachvollziehbar und sehr zu empfehlen. So mancher politischer oder ökonomischer Fakt wird dem Leser im Nachhinein klar werden.

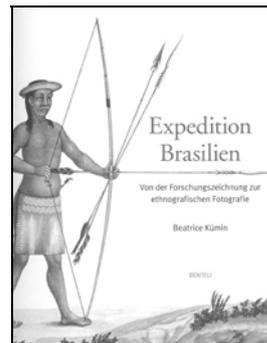
Nach allgemeinen Erläuterungen zur Entstehung des Neoliberalismus geht Harvey unter anderem auf Chile ein, den Staat, in dem nach dem Militärputsch, nach dem "kleinen 9/11" (der Putsch fand am 9. September 1973 statt), erstmals die Installation eines neoliberalen Staates versucht wurde. Harvey macht deutlich, dass die führenden Unternehmerkreise Chiles auf den Putsch gedrängt hatten, die sich durch Allendes sozialistische Bestrebungen bedroht sahen. Die Militärjunta zerschlug nicht nur die Organisationen der Arbeiter, sie befreite den Arbeitsmarkt auch von allen rechtlichen Regelungen (u.a. Zurückdrängen der Gewerkschaften). Mithilfe in den USA ausgebildeter Ökonomen wurde die Wirtschaft des Landes vollkommen neu geregelt, was zu einer Wiederbelebung der chilenischen Wirtschaft führte. Allerdings brach das System mit der lateinamerikanischen Schuldenkrise 1982 vorerst zusammen. Aber die Erfahrungen dienten einer neuen neoliberalen Wirtschaftspolitik, die "sehr viel pragmatischer und weniger ideologisch eingefärbt war."

Der Autor bezeichnet das chilenische Modell, das ausreichend Lehren für die neoliberale Wende der 1980er Jahre in Großbritannien und den USA bot, als "brutales Experiment, das in einem Land der Peripherie durchgezogen wurde" und zum "Modell für die Ausgestaltung einer politischen Strategie im Zentrum der Weltwirtschaft" wurde.

Sehr deutlich wird bei Harvey, wie sich nach 1945 die weltpolitischen ökonomischen Probleme immer mehr verschärften und wie sich dann, als das System in der Krise steckte, die neoliberalen Ideen schnell durchsetzten. Die Rolle des IWF und des US-Finanzministeriums, die verschuldete Staaten unterstützten – dafür aber im Gegenzug neoliberale Reformen verlangten (und auch heute noch verlangen), wird deutlich gemacht.

Auch wenn in diesem Buch keine Indianer vorkommen, so wird doch am Beispiel Chile deutlich herausgearbeitet, wie Weltpolitik heute funktioniert. Und wer die gegenwärtige Situation in Lateinamerika besser verstehen möchte, dem wird dieses Buch dabei auf jeden Fall viel erklären!

MK



Beatrice Kümin:
Expedition Brasilien – Von der Forschungszeichnung zur ethnographischen Fotografie.
 Sulgen (Schweiz): Benteli Verlag,
 2007.
 ISBN 978-3-7165-1489-4,
 160 Seiten, Hardcover, 100 farbige
 Abbildungen, € 46,00.

"Expedition Brasilien" macht mit der gesamten Bandbreite bildlicher Darstellung der brasilianischen Indianer von der Zeichnung und dem gemalten Bild bis zu Fotografie bekannt.

Der Inhalt ist in drei Teile gegliedert. Der ersten Teil, "Bilder im Kontext", geht der Frage nach, welche Personen sich der bildlichen Darstellung brasilianischer Motive annahmen, welche Absichten dahinter standen und welche Motive bevorzugt wurden. So finden wir bereits aus dem 18. Jahrhundert Aquarelle, die in sehr realistischer Weise Landschaften und die darin lebenden Menschen darstellen: Sachlich beschreibend, ohne den Versuch, dramatische oder beschauliche Situationen zu konstruieren. Mit dem 19. Jahrhundert begann die szenische Darstellung und Interpretation des indianischen Lebens. Prinz Maximilian zu Wied u.a. werden zitiert und sind mit Abbildungen vertreten, die das indianische Leben in ihrer Umwelt, die Familie am Feuer und ähnliche Situationen darstellen. Für den europäischen Betrachter wird ein oft romantisierendes Bild entworfen, es finden sich aber auch eher gesellschaftskritisch anmutende Abbildungen, die von Sklavenjägern gefangene indianische Frauen und Kinder zeigen.

Schließlich wird in diesem ersten Teil die Entwicklung der Fotografie geschildert und ihre revolutionierende Auswirkung auf die Vermittlung von Bildinformationen des Fremdländischen und Exotischen.

Der zweite Teil des Buches, "Prozesse der Umwandlung", demonstriert an vielen Beispielen den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Wiedergabe. Ursprüngliche, d.h. im Rahmen der "Feldforschung" angefertigte Aquarelle, Bleistiftzeichnungen und Fotografien werden mit später veröffentlichten Bildern verglichen. Damit sie dem Betrachter "gefielen", wurden die von den Reisenden und Feldforschern gemalten und gezeichneten Personen vor Phantasieintergrundbilder gestellt, mit Schmuck und Geräten ausgestattet, die sich beim Original nicht finden und sogar völlig aus dem Zusammenhang gerissen, indem Personen verschiedener Bilder und Situationen zu neuen, aber "gefälschten" Szenen kombiniert wurden. Auch Fotos wurden sorgfältiger Retusche unterzogen.

Im 3. Teil, "Zeichnung und Fotografie im Vergleich", wird die der Ethnografie dienende wissenschaftliche Bildsammlung untersucht und dokumentiert. Welche Motive finden sich und worin bestehen inhaltliche und methodische Unterschiede, wenn man die (älteren) zeichnerischen Darstellungen mit (neueren) fotografischen Aufnahmen vergleicht. Zeitlich endet die vergleichende Darstellung etwa 1900.

Beatrice Kümin, die Autorin des Buches, ist Kuratorin am Völkerkundemuseum der Universität Zürich. Mit der Ausgabe von "Expedition Brasilien" ist ihr ein sowohl optisch als auch inhaltlich außerordentlich ansprechendes Werk gelungen. Auch rein "technisch" ist das Buch schön: Gedruckt auf ein leicht chamoisfarbenes Papier, das die Farben unaufdringlich wiedergibt, riecht es angenehm und leicht nach Druckerschwärze - Ein deutlicher und positiver Gegensatz zum beißenden Geruch vieler anderer Bildbände, die man vor der Betrachtung erst einmal "lüften" möchte.

RO



Stefan Rinke:
Kleine Geschichte Chiles.
 beck'sche Reihe 1776, München:
 C.H.Beck, 2007.
 ISBN 978-3-406-54804-8,
 204 Seiten, Abbildungen, Karte, €
 12,95.

Erfreulicherweise führt der Verlag C. H. Beck sein Programm der Länder-Geschichten mit diesem Band fort. Nachdem zu Amerika bereits eine Kleine Geschichte Kubas (Zeuske); Mexikos (Ruhl/Ibarra García) und Venezuelas (Zeuske) erschienen sind, legt der in Berlin lehrende Stefan Rinke die Geschichte Chiles vor – die erste deutschsprachige moderne Geschichte eines Landes, das heute mit einem relativ stabilen ökonomischen und politischen System zu den wichtigsten Staaten Lateinamerikas zählt.

Chile ist politisch gesehen eines der interessantesten Länder des südamerikanischen Kontinents. Lange bestimmten Mythen die Darstellungen der Landesgeschichte. Nach dem "chilenischen Weg zum Sozialismus" unter Salvador Allende und dem Militärputsch unter Pinochet war das Interesse an Informationen über Chile besonders groß. Noch heute, bald zwanzig Jahre nach dem Ende der unheilvollen Diktatur, die ähnlich wie in Argentinien, viel Leid über viele chilenische Familien brachte, wirkt das Trauma der Diktatur nach. Wer die chilenische Geschichte verstehen will, kann sich mit Isabell Allendes "Geisterhaus" belesen. Aber er wird nur einen Teil verstehen.

Faktenreich und verständlich erläutert Rinke den Weg der chilenischen Republik von den Anfängen bis hin zur Pinochet-Diktatur. Dabei macht er deutlich, wie sich die chilenische Gesellschaft entwickelt hat, welche besondere Rolle das Militär spielte und wie stark der Einfluss der USA gewesen ist. Besonderes Augenmerk legt der Autor auch auf die Entwicklung der chilenischen Urbevölkerung, der Mapuche. Ihre Existenz endet für Rinke nicht mit dem Ende der Konquista – nicht immer eine Selbstverständlichkeit bei historischen Darstellungen zur chilenischen Geschichte.

Rinkes Darstellung ist immer sehr detailliert, nie verliert er dabei den "roten Faden". So ist es dem Leser ein Leichtes, die zum Teil verworrenen politischen Entwicklungslinien Chiles nachzuvollziehen. Dabei geht der Autor auch Diskussionen nicht aus dem Weg, wenn er schreibt: "Natürlich waren die Vereinigten Staaten mit ihrer durch den Ersten Weltkrieg gewachsenen Macht der stärkere Partner, doch konnten sie Chile nicht einfach im Sinne einer friedlichen Penetration vereinnahmen, wie es später oft behauptet wurde." (S. 88) Vorab macht der Autor mit seiner Darstellung der politischen Situation Chiles jedoch deutlich, dass Chile de facto keine starke politische Schicht besaß, eine Einflussnahme der USA also durch die politische Situation Chiles zumindest erleichtert worden ist; zum Teil von der chilenischen Bourgeoisie sogar gewünscht war. Der Rezensent möchte aber anmerken, dass für tiefer gehende Diskussionen zur politischen Situation der Rahmen des Bandes gesprengt worden wäre.

Positiv ist auch, dass Rinke einige kulturgeschichtliche Betrachtungen nutzt, um das Verständnis für die Entwicklung der chilenischen Gesellschaft zu verstärken. So zeigt er, wie der "American Way of Life" nach dem Ende des Ersten Weltkrieges in Chile als Symbol der Modernität verstanden wurde. In den Zwanziger Jahren war eine zunehmende "Yankeesierung"

auszumachen. Dagegen stand die Suche nach "la chilenidad" – einer eigenen chilenischen Identität.

In den Jahren zwischen 1932 und 1970 erreichte Chile eine gewisse politische Stabilität. Während des Kalten Krieges unterstützten die USA in besonderem Maße die Ausbildung des chilenischen Militärs. Am Anfang der militärischen Organisation Chiles hatte noch ein Deutscher namens Emil Körner eine große Rolle gespielt, der die chilenische Armee nach preußischem Vorbild organisiert hatte. Nun wurden chilenische Offiziere zunehmend in US-amerikanischen Einrichtungen ausgebildet. Das chilenische Militär sah sich in einer wichtigen politischen Rolle, bereits in den 1940er und 1950er Jahren gingen von der Armee politische Unruhen aus.

Mit dem Wahlsieg Allendes 1970 brach eine neue Zeit für Chile an. Diese Periode schildert der Autor sehr sachkundig. Dabei zeigt er, welche Probleme die neue Regierung hatte und warum sie auch aufgrund eigener Unzulänglichkeiten scheiterte. Zunehmend regte sich Widerstand innerhalb des politischen Spektrums gegen die sozialistische Regierung. Am 11. September 1973 kam es dann zum Putsch des Militärs. Rinke gibt an, dass die Vorgeschichte des Putsches bis heute noch nicht vollkommen geklärt werden konnte. Wenn man bedenkt, dass es Jahre dauerte, bis man den Hauptrepräsentanten Pinochet verurteilte, kann man diese Einschätzung verstehen. Noch sind zu viele Personen oder Familien, die in den Putsch involviert waren, an verantwortlichen Stellen der Macht. So wird eine restlose Aufklärung der Geschehnisse auf Jahre hinaus schwierig bleiben.

Anschaulich stellt der Verfasser die Entwicklung Chiles seit dem Putsch vor, zeigt, wie sich zunehmend Widerstand gegen die Junta formierte und wie sich das Land ab 1990 unter Alwyn und später Lagos und Bachellet zu einer stabilen Demokratie entwickelte.

Eine sachliche Einschätzung der Folgen der Militärdiktatur beendet eine rundum gelungene Darstellung.

MK



Chip Colwell-Chanthaphonh:
Massacre of Camp Grant.
Forgetting and Remembering
Apache History.

Tucson: University of Arizona Press,
 2007.
 ISBN 0-8165-2585-4,
 159 Seiten, Pb, Karten, SW-Fotos, \$
 17,95. (in engl. Sprache)

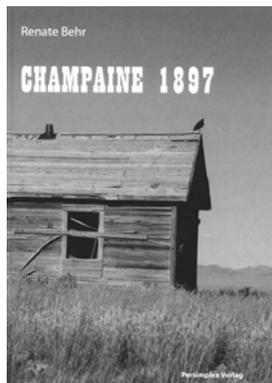
Nahe Camp Grant, einem Stützpunkt der US-Truppen in Arizona, fand 1871 ein Massaker unter Aravaipa-Apache statt, bei dem über 100 Menschen starben. Die Apache-Gruppe hatte sich bei Camp Grant unter den Schutz der Armee gestellt und sich an vereinbarter Stelle in einiger Entfernung niedergelassen. Die Angreifer, über 170 Papago-Indianer, Mexikaner und einige Angloamerikaner, entführten außerdem zahlreiche Kinder, von denen die meisten als Sklaven nach Mexiko verkauft wurden und ihre Heimat niemals wiedersahen.

Der Autor untersucht quellenkritisch die Hintergründe und Umstände des Massakers. Er analysiert die Probleme, die zwischen den nichtsesshaften Apache und zahlreichen benachbarten Stämmen bestanden, die in fruchtbareren Landstrichen wohnten, meist Landwirtschaft betrieben und die Apache in wenig ergiebige Halbwüsten drängten. Er legt dar, dass das Überleben in diesen benachteiligten Regionen nur in Verbindung mit einer

"räuberischen" Lebensweise möglich war. So waren die Apache einerseits Opfer ihrer stärkeren Nachbarn, bildeten andererseits aber eine ständige Gefahr für die sesshaften Stämme. Die Konflikte verschärften sich, als der Großteil des Südwestens in den Besitz der USA gelangte und sich zahlreiche Siedlungen ausbreiteten. Der Autor verdeutlicht aber auch die Verhältnismäßigkeit des Problems, indem er anhand von Statistiken nachweist, dass die Apache schwer unter den Sklavenjagden ihrer Nachbarstämme und der Mexikaner litten und ihrerseits die Verluste durch Menschenraub und Adoption zu kompensieren versuchten.

Dem Angriff auf die bei Camp Grant Schutz suchenden Aravaipa-Apache gingen Überfälle auf amerikanische Rancher voraus, die diesen Indianern angelastet wurden. In Auswertung von Armeee-Unterlagen aus Camp Grant legt der Autor jedoch dar, dass die Beschuldigung zu Unrecht bestand. Im Zusammenhang mit der alle drei Tage erfolgenden Ausgabe von Rationen in Camp Grant wurden die Aravaipa jedes Mal zahlenmäßig und namentlich erfasst, so dass sie an den Ausgabeböden unter direkter Armeekontrolle standen. Da drei der vier Überfälle an solchen Tagen stattfanden, wurden die Aravaipa im Nachhinein von der Teilnahme an den Räuereien entlastet. – Was sie nicht vor Mord, Vergewaltigung und Kinderraub durch die etwa 170 Angreifer geschützt hat.

Außer auf Armeequellen und (spärliche) Zeugnisse einiger Einwohner von Tucson, die sich an der "Vergeltungs"-Aktion beteiligten, stützte sich der Autor auch auf zahlreiche indianische Berichte und mündliche Überlieferungen. Gerade durch die Präzision und Sachlichkeit der Darstellung und die Auswertung umfassenden und vielschichtigen Quellenmaterials ist das Buch ein ergreifendes Dokument zur die Geschichte der Indianer des Südwestens von Nordamerika. RO



Renate Behr: **Champaine 1897. / Nenana 1904.**

Wismar: Persimplex Verlag, 2007.

ISBN 978-3-940528-13-1 / ISBN 978-3-940528-16-2

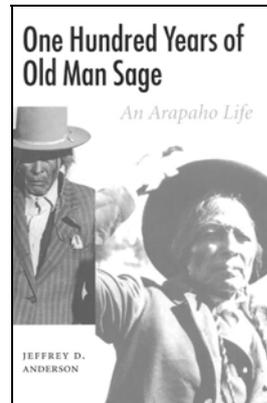
192 Seiten / 229 Seiten, je € 15,60.

"Champaine 1897": Beim Stöbern in einem alten Schrank auf dem Dachboden ihres Hauses in Alaska findet die Journalistin Ronda Baker Aufzeichnungen, die das mysteriöse Verschwinden einiger Reisender vor etwa 100 Jahren erwähnen. Um die Hintergründe der damaligen Ereignisse zu erfassen, begibt sie sich nach Champaine, der im Manuskript erwähnten Indianersiedlung, in deren Nähe sich die Ereignisse damals abspielten. Unversehens gerät sie persönlich in Gefahr. Sie trifft jedoch auf Miles, einen Halbindianer und früheren Studienfreund. Sie verlieben sich ineinander und versuchen, den rätselhaften Fall gemeinsam zu lösen.

"Nenana 1904" knüpft einige Jahre später an die Handlung von "Champaine 1897" an. Ronda und Miles sind inzwischen verheiratet und haben eine Tochter. Wieder stößt Ronda auf alte Dokumente, in denen das Verschwinden eines Goldsuchers und die Mordanklage gegen einen Indianer der Umgebung geschildert

werden. Da der Indianer noch vor der Verhandlung bei einem Gefängnisbrand umkommt, will sie der Frage seiner Schuld nachgehen und begibt sich mit Miles nach Nenana. Ronda und Miles geraten in Gefahr, denn sie bemerken erst spät, dass die alte Geschichte eng mit der Gegenwart verknüpft ist. Die Situation spitzt sich zu, als ihre kleine Tochter von Unbekannten entführt wird.

Mit "Champaine 1897" und "Nenana 1904" legt die Autorin zwei Krimi-Thriller vor, in denen sie geschickt die Gegenwart mit der Zeit des Goldrauchs in Alaska verknüpft. RO



Jeffrey D. Anderson:

One Hundred Years of Old Man Sage. An Arapaho Life.

Lincoln and London: University of Nebraska Press, 2007.

ISBN 978-0-8032-2240-3,

140 Seiten, Pb, eine Karte, SW-Fotos,

\$ 19,95. (in engl. Sprache)

Old Sage wurde um 1844 in einem Lager der Northern Arapaho im westlichen Nebraska geboren. Im Laufe seines fast hundertjährigen Lebens berichtete er mehrfach als Übersetzer und Interviewer über sein Leben und die Lebensverhältnisse der Arapaho.

Jeffrey D. Anderson hat die in verschiedenen Quellen verstreuten Aussagen von Sherman (Old Man) Sage zu einem Gesamtbild zusammengefügt und präsentiert eine gelungene Kombination aus Zitaten des alten Indianers und sekundären Hintergrundinformationen.

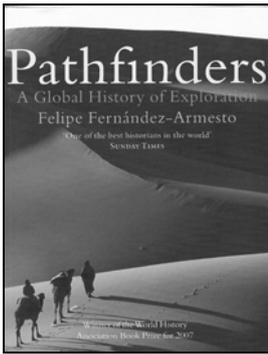
Old Sage hatte einen Bruder und zwei Schwestern. 1851, noch ein kleiner Junge, befand er sich in Fort Laramie, als dort der erste Vertrag von Fort Laramie verhandelt wurde. Auch die Angehörigen verfeindeter Stämme hatten sich dort versammelt und er erinnerte sich, dass ihm zehn (feindliche) Shoshone gezeigt wurden, die sich dort aufhielten. – Was ihn als Kind offenbar stark beeindruckt hatte.

Er war 15 oder 16 Jahre alt, als er sein erstes Bisonkalb tötete. Später wurde er Mitglied der Kit-Fox-Kriegergesellschaft. Er erzählte über die kriegerischen Erlebnisse seiner jungen Jahre, die Kämpfe gegen die Shoshone, Crow und Ute, und seinen Aufenthalt bei Fort Laramie, als dort 1868 der berühmte Vertrag mit den USA geschlossen wurde.

Old Sage berichtet Alltägliches aus dem Leben der Arapaho, das angesichts ihrer untergegangenen Kultur hochinteressante Informationen und Details enthält. So erzählt er über die verschiedenen Namen, die er im Leben erhalten hatte, über seine Kindheit, das zeremonielle Durchbohren der Ohren, das Sprecherbot zwischen Bruder und Schwester und den Eintritt in altersmäßig gestaffelte Gesellschaften. Aber nach 1880 verfielen die Gesellschaften, da durch Krankheit und Hunger insbesondere ältere Leute gestorben waren und niemand mehr die Zeremonien für die Gesellschaften der älteren Leute durchführen konnte.

Schließlich fanden die Northern Arapaho Zuflucht in der Wind-River-Reservation der Shoshone, wo viele ihrer Nachkommen heute noch leben. Old Sage starb als respektierter Stammesältester im Jahr 1943 und blieb durch die vielen Informationen, die er an spätere Generationen weitergab, bis heute bei seinem Volk in lebendiger Erinnerung. RO





Felipe Fernández-Armesto:
A Global History of Exploration.
 Oxford: Oxford University Press,
 2007 (paperback).
 ISBN 978-0-19-921933-9,
 428 Seiten, zahlreiche Abbildungen
 und Karten, € 18,90. (in engl.
 Sprache)

Der Historiker Fernández-Armesto ist Spanier, er lehrt an der Tufts University (Boston) und an der University of London und wurde bekannt durch einige Publikationen wie "Millenium. Die Weltgeschichte unseres Jahrhunderts" oder "Civilizations. Culture, Ambition, and the Transformation of Nature" und "Amerigo. The Man who gave his name to America" (gerade erst 2007 erschienen). Mit Pathfinders legt er hier ein weiteres Meisterwerk vor. Der Autor gewann mit diesem Buch den "World History Association Book Prize" für 2007.

Dem Autor kommt es natürlich zugute, dass er auch als Journalist und Radioreporter sowohl in Großbritannien als auch in Spanien tätig ist. Denn ein gutes Geschichtsbuch zeichnet sich nicht nur durch einen guten Stoff aus, sondern auch durch seine Darbietung. Es ist zu hoffen, dass sich in Deutschland ein Verlag findet, der dieses Buch in einer deutschen Übersetzung herausbringt. So lange müssen sich die Interessenten noch mit der englischen Ausgabe begnügen.

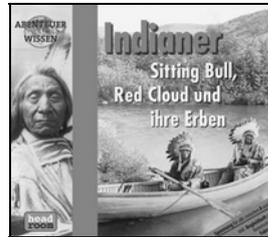
Fernández-Armesto erzählt eine besondere Geschichte: wie Menschengruppen in Kontakt kamen, Kultur austauschten, das Leben der anderen kopierten und einander immer ähnlicher wurden. Im Grunde ist es die Geschichte der Globalisierung – von den ersten zaghaften Ansätzen an.

Das erste Kapitel beginnt mit den Pfadfindern der Jägerkulturen. Und der Beginn der weltweiten Eroberung war der Zug der ersten Menschen aus Afrika hinaus in die weite, menschenleere Welt. Es sollte Jahrtausende dauern, bis die Nachfahren der ersten "Auswanderer" wieder miteinander in Kontakt traten. Nur wussten sie dann nichts mehr von ihrer Verwandtschaft und traten mitunter mit wenig Verständnis füreinander gegenüber.

Die Geschichte der Pfadfinder erzählt Fernández-Armesto in mehreren Kapiteln, wobei er nicht nur die bekannten und meist gewalttätigen Eroberungen zum Thema nimmt, sondern den Kontakt fremder Kulturen untereinander und die Erforschung auch der letzten noch unerforschten Weiten der Erde.

Ein Geschichtsbuch, das sich wie ein Geschichtenbuch liest.

MK



CD-Hörbuch:
**Indianer. Sitting Bull, Red Cloud
 und ihre Erben.**

Köln: headroom Verlag, 2007.
 ISBN 978-3-934887-68-8,
 CD, 78 Minuten, € 12,90.

Wer waren die Indianer und wo und wie lebten Sie? Als Indianer kann man sich zum Fasching verkleiden - mit Federn auf dem Kopf und Pfeil und Bogen in der Hand. Oder man holt das Indianerdorf aus Vatis Kindheit vom Boden und spielt damit.

Wer aber etwas über das wirkliche Leben der Indianer erfahren möchte, sollte es sich von dieser CD erzählen lassen. Es ist die Geschichte von "Rote Wolke", einem Indianer vom Stamme der Lakotas. Red Cloud kämpfte sein ganzes Leben lang für seinen Stamm und versuchte für alles, was auch geschah, eine friedliche Lösung zu finden. Was im Einzelnen alles passiert ist, als die Weißen ins Land der Indianer kamen, verrate ich euch jetzt nicht.

Am Schluss dieser CD erzählt Henry Red Cloud über sein Leben. Er ist der Ur-Ur-Enkel des großen Häuptlings Red Cloud und lebt heute noch im Reservat.

Wenn ihr mehr wissen wollt, müsst ihr euch diese CD einfach mal anhören.

Andrea Krämer, 12 Jahre alt

Rezensenten:

MK Mario Koch

RO Rudolf Oeser

Preis- und andere Angaben ohne Gewähr.

Die nächste Ausgabe dieser Zeitschrift erscheint im April 2008.

Sie lesen darin unter anderen folgende Beiträge:

Ursula Thiemer-Sachse

Fußball oder Basketball in den indianischen Hochgebirgsdörfern Mexikos

Angelika Danielewski

Ollama – ein Ballspiel der besonderen Art

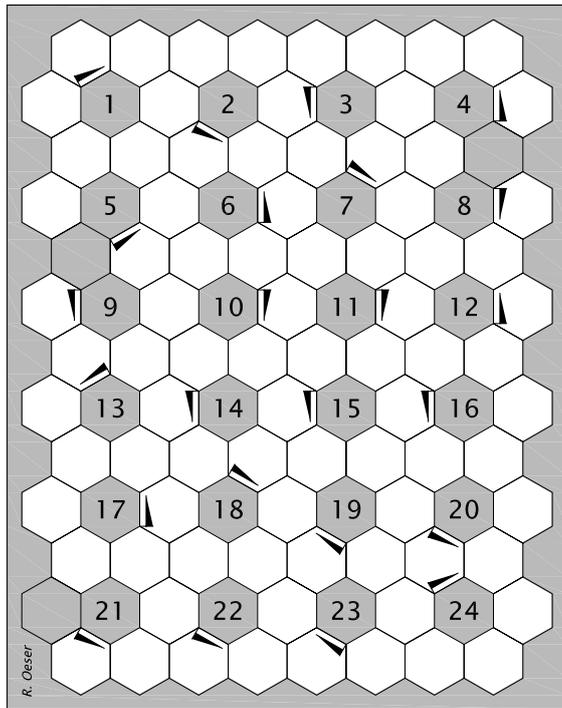
Rudolf Oeser

Ballspiele im indianischen Nordamerika

Mario Koch

Entwicklung des Kanus zum Sportgerät

(Änderungen vorbehalten – siehe im Internet: www.amerindianresearch.de)



WABENRÄTSEL NORDAMERIKA

Suchworte in Pfeilrichtung umlaufend eintragen.
Viel Spaß beim Knobeln!
(Lösung im nächsten Heft)

- 1 athapask, Indianerstamm in den Plains
- 2 er lebte 30 Jahre unter den Ojibwa
- 3 ein Caddo-Stamm
- 4 Indianerstamm in Kalifornien
- 5 Stamm an der südl. Nordwestküste
- 6 amerikanischer Indianermaler, 19. Jh.
- 7 Stamm des Iroquois-Bundes
- 8 Stammesbund im Südosten
- 9 ausgestorb. Timucua-Stamm in Florida
- 10 Yankton-Schriftstellerin und Reformerin
- 11 Behandlung von Fellen
- 12 Bundesstaat im Westen der USA
- 13 Häuptling der Penateka-Comanche
- 14 ausgestorb. siouan, Stamm im Südosten
- 15 berühmter US-Offizier, starb 1876
- 16 Indianerstamm (Kulturareal Plateau)
- 17 Musikinstrument
- 18 mehrere Häuptlinge der Lipan-Apache
- 19 Algonkinstamm in Massachusetts
- 20 Baustoff für Eskimobehausungen
- 21 ausgestorbener Stamm im Südosten
- 22 Indianerstamm in Kalifornien
- 23 Untergruppe der Dakota
- 24 Zuchttiere der Navajo (Plural)

R. Oeser

Auflösung aus Heft 4/2007: 1-Abnaki, 2-Anorak, 3-Wenro, 4-Powwow, 5-Mexiko, 6-Oregon, 7-Gerben, 8-Cowboy, 9-Mohave, 10-Orenda, 11-Tanner, 12-Moytoy, 13-Kichai, 14-Canada, 15-Tanana, 16-Tendoy, 17-Eskimo, 18-Mandan, 19-Handel, 20-Hurone, 21-Keokuk, 22-Satank, 23-Beutel, 24-Geburt

Ametas-Jahrbücher:

Alle vier Ametas-Jahrbücher (1999 bis 2002) sind beim Verlag noch erhältlich. Die Jahrbücher 1999 bis 2001 kosten jeweils 4 € (statt 8,50 €), die letzte Ausgabe (2002) kostet 6 € (statt 8,50 €). Alle Preise zzgl. Porto (Inland): Bis 2 Exple. 85 Cent; bis 5 Exple. 1,40 €; ab 6 Exemplare Versand als Päckchen. Für den Versand ins Ausland gelten andere Posttarife.

Zu Inhalt und Verfügbarkeit aller 1986 Ametas-Publikationen (seit 1986) siehe unter www.Voelkerkun.de

Bestellungen an:
Ametas-Verlag
PF 166
22401 Hamburg
Tel. 040-52 764 52
Email: renko@freenet.de

ÜBERSETZUNGEN INS SPANISCHE

Biete als Muttersprachler Übersetzungen vom Deutschen ins Spanische. Ich übernehme Aufträge verschiedener Sachbereiche.

Unverbindlicher Kostenvoranschlag.

Per E-mail schnell und zuverlässig.

Sandro_gonzales@web.de

Tel. 0178 / 13 59 507

VON DER ELBE ZUM RIO XINGÚ ...

Eine Ausstellung anlässlich des 100. Geburtstages des sächsischen Reiseschriftstellers und Indianerfreundes Erich Wustmann.

Ab 9. November 2007 im Karl-May-Museum in Radebeul bei Dresden.

Informationen unter:
www.karl-may-museum.de

INTERART BUCHHANDLUNG

Markt 17 / Königshauspassage
04109 LEIPZIG
Tel.: 0341-9607578

Zum Thema Indianer:
Bücher neu und antiquarisch,
Postkarten, Originalstücke

Außerdem: Kinderbücher



Alle bisher erschienenen Ausgaben der Zeitschrift sind noch in begrenzter Stückzahl lieferbar.



AMERINDIAN RESEARCH

Vier Versandlisten im Jahr!
Wir haben antiquarische Bücher aus folgenden Bereichen in unserem Angebot:

Indianer, Americana, Abenteuer, Karl May, Länder-Völker-Reisen, Americana-/Indianer-Neubücher, Braunschweigbücher, Kinder- und Bilderbücher und vieles andere.

Außer Büchern suchen wir Indianerfiguren, (Elastolin, Lineol u.a.) sowie Karl-May- und Winnetou-Büsten.

ALGONKIN-ANTIQUARIAT

Horst Henneberg
Sonnenstraße 9 B
38100 Braunschweig

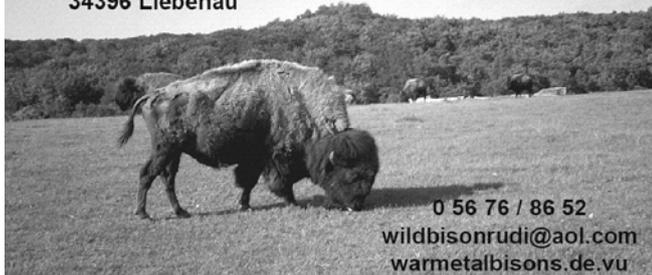
Tel. und Fax: (0531)791471
info@algonkin-antiquariat.de
www.algonkin-antiquariat.de



Geschäftszeiten
Mo.-Fr. 10-18 h
Sonnabend 10-14 h

Carsten & Rüdiger Kraft
Zwinger Weg 11a
34396 Liebenau

Warmetal Bisons



0 56 76 / 86 52
wildbisonrudi@aol.com
warmetalbisons.de/vu

KAMPF UM DIE INKASTADT CUZCO



Aufzeichnungen eines anonymen Zeitzeugen 1535-1539
übersetzt, bearbeitet und eingeleitet durch Mario Koch
trafo verlag Berlin 2001
ISBN 3-89626-321-8
Ladenpreis 12,80 €,
140 Seiten, zahlreiche Abbildungen



Der Künstler Leonard Peltier



"Malen und Zeichnen stellt für mich eine Möglichkeit dar, die Welt zu entdecken, einen Weg, die Mauern und Gitter des Gefängnisses zu durchbrechen. An der Leinwand bin ich ein freier Mann. Gerechtigkeit kann man nicht beugen, und wer nicht dafür kämpft, dass allen Menschen gleichermaßen Gerechtigkeit widerfährt, verrät sie. Wir müssen zusammenhalten, um die Rechte anderer zu schützen. Ohne mitfühlende Menschen wäre die Hoffnung für die Zukunft verloren."

Leonard Peltier



Bildlegenden und weitere Informationen im Beitrag ab Seite 4.

© Leonard Peltier / LPDC: www.leonardpeltier.net – mit freundlicher Genehmigung